Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indier, Persier, Türken, Russen und Amerikaner ꝛc.

als eine Fortsetzung

der alten

Rollinschen Geschichte.

Vom 12ten Theile an

von Herrn Richer

fortgeführt.

Aus dem Französischen.

Zwey u. dreyßigster Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1779.

Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indier, Persier, Türken, Russen und Amerikaner ꝛc.

als eine Fortsetzung

der alten

Rollinschen Geschichte.

Vom 12ten Theile an

von Herrn Richer

fortgeführt.

Aus dem Französischen.

Zwey u. dreyßigster Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1779.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Ursprung der Flibüstiers. pag. 1
§. I. Karakter der Flibüstiers. 11
§. II. Wie sie es anfangen, zu Schiffen, Lebensmitteln u. s. w. zu gelangen 12

Erster Artikel.

Leben des Abentheuers Olonois. 14

Zweyter Artikel.

Abentheuer Alexanders mit dem eisernen Arm 26

Dritter Artikel.

Abentheuer des Hauptmanns Montauban 30

Vierter Artikel.

Abentheuer der Hauptleute Vand-Horn, Laurent und Grammont 35

Fünfter Artikel.

Leben Morgans 53

Sechster Artikel.

Leben des Monbars, der Verwüster genannt. 120

Siebenter Artikel.

Abentheuer des Hauptmanns Avery. 131

Achter Artikel.

Abentheuer des Hauptmann Martels 136

Neun-

Neunter Artikel.

Abentheuer des Hauptmanns Teach. 138

Zehnter Artikel.

Leben des Major Stede Bonnet. 146

Eilfter Artikel.

Leben des HauptmannEduardEngland. 152

Zwölfter Artikel.

Geschichte de: Marie Read. 155

Dreyzehnter Artikel.

Leben der Anna Bonny. 168

Vierzehnter Artikel.

Leben des Hovel Davis 180

Funfzehnter Artikel.

Leben des Hauptmanns Bartholomäus Roberts 194

Sechszehnter Artikel.

Geschichte des Hauptmanns Anstis. 232

Siebenzehnter Artikel.

Leben des Hauptmanns Worley. 241

Achtzehnter Artikel.

Das Leben George Lowthers 245

Neunzehnter Artikel.

Leben Eduard Low und seiner Truppe. 260

Zwanzigster Artikel.

Leben John Philipps. 277

Ge=

Geschichte
einiger
der berühmtesten unter den Seeräubern
(Flibüstiers.)

Erstes Kapitel.
Ursprung der Flibüstiers.

Im Jahre 1625. landeten zwey Schiffe, ein Französisches und ein Englisches an der St. Christophs-Insel an. Sie hielten sich nicht dabey auf, sich deren Besitz streitig zu machen, sondern theilten sie unter sich, und stifteten daselbst sehr vortheilhafte Niederlassungen. Die Spanier sahen nicht ohne Besorgtheit diese zwey Nationen so schnelle Fortschritte in einem Lande machen, das, ihrem Vorgeben nach, ihnen zustand; sie rüste-

ten eine Flotte aus, griffen sie an und nöthigten sie, diese Insel zu verlassen. So bald die Spanier fortgeseegelt waren, kamen die beyden Kolonien wieder zurück in ihre Besitzthümer, woselbst sie von neuem Fortschritte machten.

Um sich an den Spaniern zu rächen, beschlossen sie, den Seeländern nachzuahmen, die Streifereyen gegen sie machten, und ihnen viele Reichthümer abnahmen. Diese neuen Seeräuber hatten so viel Glück, daß sie beträchtliche Reichthümer zusammen häuften. Einige Franzosen mit der gemachten Beute zufrieden kehrten in ihr Vaterland zurück, um daselbst in Ruhe zu leben. Der blühende Zustand, worinn sie erschienen, brachte viele ihrer Landsleute auf den Entschluß, ein gleiches zu wagen. Viele Einwohner von Dieppe rüsteten Schiffe aus, und begaben sich nach der Sankt Christophs-Insel, von wannen sie Streifereyen auf die Spanier machten. Da sie diese Insel zu entfernt, und die Landung an selbiger, wegen der Winde und Meeresströme zu beschwerlich fanden, so suchten sie einen bequemen Ort. Einige begaben sich nach der Insel Dominik, und landeten daselbst an einer Küste, die von den Spaniern nicht bewohnt war. Die grose Anzahl Hornvieh, die sie daselbst fanden,

brachte

brachte sie auf die Gedanken, einen Ort in der Nähe zu suchen, wo sie hinflüchten, und von Sankt Domingo sich verproviantiren konnten. Die Schildkröteninsel, die nicht fern davon lag, schien ihnen die zu seyn, die sie suchten; allein die Spanier waren ihnen zuvor gekommen; sie hatten auf selbige eine Besatzung von fünf und zwanzig Mann und einem Befehlshaber gelegt. Die Abentheurer untersuchten den Zustand dieser Besatzung, und da sie selbigen herzlich schlecht fanden, griffen sie selbige an, verjagten sie, und blieben Meister von der Insel.

Die Abentheurer beschlossen sich hier nieder zu lassen, und theilten sich in drey Rotten. Die eine nahm die Mühe über sich, Ochsen, Kühe und Schweine zu St. Domingo tödten zu gehen. Diese wurden Boucaniers (Fleischdörrer) genannt; die andre baute Hütten auf, und kochte das Fleisch, das die Jäger mitbrachten; die dritte ward bestimmt, auf Raub auszulaufen, und man sorgte dafür, daß sie stets Vorrath bereit fanden, sie mochten nun gehn oder kommen. Diesen gab man den Namen Flibüstiers. Diejenigen aber, die in der Insel blieben, wurden die Einwohner genannt.

Die Jäger oder Boucaniers brachten Häute in sehr groser Anzahl zurück, und die Flibüstiers unermeßliche Reichthümer; es landete nie ein Schiff an der Schildkröteninsel, das nicht eine reiche Ladung gehabt hätte. Die Spanier fühlten in kurzem, wie nachtheilig ihnen diese Niederlassung seye. Der Gouverneur von Domingo, begab sich an der Spitze seiner Truppen nach der Schildkröteninsel, und ließ alles, was er fand, über die Klinge springen. Der Widerstand wolte nicht viel sagen, weil ein Theil der Abentheurer auf der Jagd, der andre auf Seestreifereyen war.

Nach dieser Expedition kehrten die Spanier zurück, und begiengen die Unvorsichtigkeit, keine Truppen auf der Schildkröteninsel zu lassen; was den Abentheurern, die dem Blutbade entronnen waren, ein Mittel an die Hand gab, sich der Insel wiederum zu bemächtigen. Sie erkannten einen Englischen Hauptmann, Namens Villis, für ihren Anführer. Die Franzosen wurden es bald überdrüssig, unter der Botmäßigkeit der Engländer zu stehen, verjagten sie aus der Schildkröteninsel, und erkannten den Herrn le Vasseur für ihr Oberhaupt. Er ließ daselbst ein Fort anlegen, dem er den Namen Fort de la Roche gab.

Als die Flibüstiers sahen, daß sie einen sichern Aufenthalt hatten, faßten sie wiederum Muth, und nahmen den Spaniern neue Prisen ab. Die Spanier machten einen neuen Versuch, die Abentheurer aus der Insel zu vertreiben, wurden aber mit Verlust zurück geschlagen. Herr le Vasseur, der gesehen hatte, daß die Abentheurer ihm während des Gefechts mit der grösten Unterwürfigkeit gehorcht hatten, glaubte sich alles erlaubt, und behandelte sie als Sklaven. Diese Unvorsichtigkeit kostete ihm das Leben; sie meuchelmordeten ihn.

Der Chevalier de la Fontenay bemächtigte sich der Schildkröteninsel, lies das Fort wieder ausbessern. Die Flibüstiers fuhren fort, auf Streifereyen auszugehen; sie fiengen ihren Verkehr mit den Franzosen und Engländern an, machten alle Tage ansehnliche Prisen von den Spaniern. dies nöthigte den Guverneur von Domingo, eine beträchtliche Anzahl wohlgerüsteter Kriegsschiffe auszusenden, und einen nochmaligen Versuch zur Verjagung der Flibüstiers aus der Schildkröteninsel zu wagen. Um mit selbigem zu glücken, machte er sich einen Tag zu Nutze, an welchem fast alle Abentheurer aufs Kreuzen ausgegangen waren, und die Insel beynahe ganz entvölkert war. Seine

ne Unternehmung wurde so gut ausgeführt, daß Chevalier de Fontenay sich genöthigt sahe zu kapituliren, und mit allen damals auf der Insel befindlichen Flibüstiers sie zu verlassen. Der Guverneur ließ daselbst eine Besatzung von sechzig Mann unter Anführung eines geschickten Officiers, und die Vestung mit allerhand Arten Proviant.

Kurz nachher versammelten sich die Flibüstiers auf der Insel St. Domingo, an der Zahl vierhundert, erwählten du Rossey, einen Perigourdischen Edelmann zu ihrem Oberhaupt, nahmen unter seiner Anführung die Schildkröteninsel wieder ein, und erklärten ihn für ihr Oberhaupt.

Im Jahre 1664. wurden die Antillen der westindischen Kompagnie abgetreten, die den Hrn. von Ageron zum Statthalter der Schildkröteninsel setzte. Er betrug sich mit so vieler Weisheit, daß sich diese Insel in kurzer Zeit sehr bevölkert fand; auch errichtete er auf der Insel Domingo Wohnungen. Seine Kolonie dauerhaft zu machen, verlangte er aus Frankreich Weiber zugesandt, um sie mit den Flibüstiers zu verheyrathen. Diese waren insgesamt sehr reich, weil sie ihre Streifereyen gegen die Spanier fortsetzten. Man sendete ihnen eine beträchtliche

che Anzahl dieser Weiber, die durch ihre Aufführung die Magistratspersonen nöthigten, sich der ganzen Strenge der Gesetze zu bedienen. Man versichert, d ß die Flibüstiers sich nach ihrer Ausschiffung um sie versammelt, und gesagt haben sollen: Von dem Vergangnen verlangen wir keine Rechenschaft; damals gehörtet ihr nicht uns zu, aber, fuhren sie fort, und schlugen dabey auf den Hahn ihrer Flinte, thut ihr itzt eure Schuldigkeit nicht, so soll das hier die seinige thun. Hernach führten sie selbige in ihre Wohnungen. Man wolte den Franzosen, die sich in dieser Gegend niedergelassen hatten, den Handel mit den Ausländern verwehren; allein es gährte alles zum Aufstand. Man nahm deshalb die Zölle auf die Einfuhr wieder ab, und begnügte sich, auf die Waaren einen leichten Impost zu legen.

Die Zahl der Flibüstiers wuchs in der Folge so sehr, daß sie sich stark genug fühlten, Städte anzugreifen, und einzunehmen.

Wir glauben bey den Boucaniers, von denen wir im Vorbeygehn vorher ein Wort fallen liessen, uns länger verweilen, und die Leser mit der Verfassung und Lebensart dieser besondern Gattung Leute

bekannt machen zu müssen. Die Indische Karaiben pflegen ihre Gefangnen in Stücken zu zerhauen, und diese Stücken auf eine Art geflochtner Rohrdeckel zu legen, worunter sie Feuer anzünden; sie nennen diese Deckel Barbacoa, und den Ort, wo sie stehen, bouca, und die Handlung boucaner, das heist, rösten und einräuchern; daher haben die Boucaniers ihren Namen bekommen, weil sie das mit den Thieren thun, was die Karaiben mit den Menschen.

Die einzige Beschäftigung der Boucaniers ist Jagen. Einige jagen die Stiere blos um ihre Häute zu haben; andere die wilden Schweine, um ihr Fleisch zu bekommen, das sie einsalzen und verkaufen. Die Stierjäger haben eine Kuppel Hunde bey sich, worunter ein Windhund ist, der das Thier auftreibt. Auch haben sie sehr gute Flinten, die sie aus Frankreich kommen lassen.

Ihre Kleidung besteht aus zwey Hemden, einem Paar Beinkleidern, einen Reiserock, alles zusammen von grober Leinewand verfertigt, und einer Tuchmütze, und öfters einen Huth, von dem die Krämpen alle glatt weggeschnitten sind; ihre Schuhe sind aus Schweine- Stier- oder Kuh-Leder gemacht; sie haben ein kleines

Zelt von ziemlich feiner Leinewand; das ihnen zum Ausruhen diente, und zur Abwehrung der Mücken. Wenn sie in eine Gegend kommen, wo es viele Stiere und wilde Schweine giebt, so erbauen sie daselbst Hütten, bedecken sie mit Palmstengeln, und spannen in diesen Hütten ihre Leinewand auf. Sie gehen vom frühen Morgen an auf die Jagd, tödten soviel Thiere, als sie nur finden können, ziehen den Stieren das Fell ab, das sie mit in ihre Hütte nehmen. Auch heben sie einige Stücken Fleisch auf, die sie zu ihrem Abendbrod kochen lassen. Sie trocknen ihre Häute mit Asche und Salz, bringen sie an den Bord des Meeres, wo sie selbige den Europäern ziemlich theuer verkaufen.

Die Boucaniers, die auf die wilde Schweinjagd gehen, haben den nemlichen Anzug, die nemlichen Waffen, die die Stierjäger haben; allein das Fleisch bereiten sie auf eine andre Art zu. Wenn sie von der Jag d zurückkommen; zieht jeder dem wilden Schweine die Haut ab, nimmt die Knochen heraus, schneidet das Fleisch in ziemlich lange Scheiben, legt es auf Binsenmatten, bedeckt es mit wohl zerriebenem Salze, und wenn es dessen genug bekommen hat, wird es geröstet. Um es zu räuchern, brennt man darunter

all die Häute der geschundnen wilden Schweine an. Die Scheiben vom wilden Schweinfleisch werden hochroth, und diejenigen, die davon gegessen haben, versichern, es sey ein sehr gutes Gericht. Man macht daraus Gebünde, die man verkauft, auch zerläst man das Fett, und zieht daraus einen ziemlich guten Gewinn.

Die Boucaniers leben gemeiniglich in der vollkommsten Eintracht, und thun sich nie Schaden. Wenn einer den Kuffer seines Kameraden findet, so nimmt er daraus, was er bedarf, und stellt es ihm sogleich aufs richtigste wieder zu, sobald er das Vermögen dazu hat. Wenn ehmals ein Zwist unter ihnen entstand, machten sie selbigen mit Flinten aus, und blieb einer, so untersuchte der Wundarzt der Rotte, wo ihn die Kugel getroffen hatte; fand er nun, daß der Schuß von hinten zu gekommen war, so wurde derjenige, der ihn getödtet hatte, an einen Baum gebunden, und vor dem Kopf geschossen.

Die Spanischen Boucaniers jagen auf eine andre Art, als die Französischen; sie bedienen sich keines Feuergewehrs, sie haben Hunde, und zwey bis drey Knechte bey sich, die die Hunde anfrischen müssen. Wenn sie auf einen Stier stossen, treiben

sie ihn auf eine Wiese, wo ihn der Boucanier, der zu Pferde ist, erwartet, auf ihn zurennt, die Kniekehle durchhaut, und ihn mit seiner Lanze tödtet. Diese Jagd ist sehr gefährlich, weil die Stiere gemeiniglich wütend werden, den Pferden den Bauch aufschlitzen, und die Menschen tödten. Die Bucaniers dieser Nation haben weit saubre Tracht und delikatere Nahrung, als die Französischen. Sie sind fast immer mit Brod, Wein und Brantewein versehen, was jene selten haben. Wenn die Boucaniers dieser beyden Nationen aufeinander stossen, hauen und schiessen sie mörderlich aufeinander ein; doch greifen die Spanier die Franzosen nie eher an, als bis wenigstens ihrer fünfe gegen einen sind. Durch das häufige Umbringen der Stiere, und wilden Schweine hat sich ihre Anzahl dermassen verringet, daß diese Jagd gar nicht mehr einträglich ist; die Franzosen haben sie auch beynahe gänzlich aufgegeben, und beschäftigten sich dafür mit Ackerbau.

§. I.

Karakter der Flibüstiers.

Die Flibüstiers sind durchgängig brav; keine Gefahr hält sie auf, so gros sie auch. Meistens leitet sie Gewinngier, selten Ruhmbegier. Stäte Wohnungen haben

ben sie nicht, und sie durchstreifen alle Oerter, wo sie Reichthümer finden zu können glauben. Sie bitten Gott um seinen Beystand zu ihren Unternehmungen so inbrünstig, als andre Leute, ihnen in ihrem Handel und Wandel beyzustehn. An die Zukunft denken sie nicht, und verschwenden mit vollen Händen ihr Geld; begierig laufen sie den Vergnügungen nach, und lassen selbige ohne Mühe wiederum fahren, um die beschwerlichsten Arbeiten zu unternehmen. Sie thun den Schritt vom Ueberfluß zum Elende, ohne sich zu erstaunen oder zu betrüben.

§. II.

Wie sie es anfangen, zu Schiffen, Lebensmitteln u. s. w. zu gelangen.

Es gesellen sich ihrer funfzehn oder zwanzig zusammen, allesamt mit einer tüchtigen Flinte, zwey Pistolen, und einem tüchtigen Säbel bewafnet. Sie wählen einen von ihnen zum Oberhaupte und schiffen sich auf ein Kandt, das aus einem einzigen Stücke Holz besteht. Sie haben nur ein oder zwey Hemden und eine Schlafhose, nehmen nicht mehr Lebensmittel mit, als die sie nothwendig bis nach dem Ort hin, brauchen, wo sie welche zu finden glauben. In diesem Zustan-

stande begeben sie sich an die Mündung irgend eines Flusses oder Hafens, woher sie Barken vermuthen. Sobald eine erscheint, springen sie an Bord, und bemeistern sich deren. Da selbige stets voller Lebensmittel und Waaren sind, so finden sie Lebensunterhalt und Kleidung. Sie theilen ihre Prise in gleiche Theile, gehn hierauf in die Gegenden, wo sie wissen, daß die Spanier die wilden Schweine fangen, fangen deren soviel weg, als sie nur können, tödten sie, und salzen sie ein. Alsdann gehen sie aufs Kreuzen aus, und mit unglaublicher Unerschrockenheit auf die größten Schiffe los. Gemeiniglich gesellen sich ihrer zwey und zwey zusammen, nennen sich Brüder, und haben alles gemeinschaftlich, sogar die Weiber. Indeß, wenn sie eine nehmen, und beyde nicht verheyrathet sind, so losen sie, wer sie haben soll. Sie führt den Namen dessen, dem sie zugefallen ist, ohne deshalb aufzuhören beyden gemeinschaftlich zu seyn. Das wären die Sitten und Gebräuche der Flibüstiers mit etlichen Worten beschrieben. Wir wollen nunmehr von denen, die sich in dieser verhaßten Lebensart einen berühmten Namen erworben haben, Erwähnung thun.

Erster Artikel.

Leben des Abendtheurers Olonois.

Olonois von den berühmtesten Flibüstiers, von denen man reden gehört. Er war aus Poitu, von einem Orte gebürtig, der le Sables d'Olone heist; daher sein Name. Er schifte sich zu Rochelle mit einem Bewohner der Amerikanischen Inseln ein, der ihn drey Jahre als Knecht bey sich behielt.

Wie er frey war, begab er sich nach St. Domingo, wo er sich unter die Boucaniers mischte. Er wurde dieses Zustandes überdrüßig, suchte die Flibüstiers auf, die sich in der Schildkröteninsel befanden, kreuzte mit ihnen umher, und that sich dermaasen unter ihnen hervor, daß sie ihm ein Schiff gaben, womit er viele Streifereyen machte. Er hatte das Unglück bey einer Landung durch ein beträchtliches Chor Spanier angegriffen zu werden, die viele seiner Leute tödteten, und den Ueberrest nach Campeche führten. Olonois, um ihnen zu entkommen, besudelte sich mit Blut, und warf sich hin unter die Todten. Als die Spanier fortmarschirt waren, wusch er sich in einem unfern davon fliessenden Flusse, zog sich das Kleid eines Spaniers an, und näherte sich der Stadt Campeche. Er begegnete vielen Sklaven

ven, versprach ihnen, sie in Freyheit zu setzen, ja ihnen sogar ansehnliche Summen zu verschaffen, wenn sie ihm folgen wolten. Dieser Vorschlag wurde bald angenommen. Sie bemächtigten sich eines Kandts, das im Hafen war, führten es an einem Orte, wo sie Olonois erwarteten, ans Ufer, und begaben sich mit ihm nach der Schildkröteninsel. Hier versammelte er viele Flibüstiers, und kreuzte in der Gegend der Insel Cuba. Er wurde entdeckt, und der Statthalter von Havana, der Hauptstadt dieser Insel, sandte eine Fregatte gegen ihn, die zehn Stück Kanonen führte, und deren Mannschaft aus achtzig Köpfen bestand, die für die bravsten Kerls in Havana gehalten wurden. Der Gouverneur war so überzeugt, daß seine Leute die Flibüstiers gefangen nehmen würden, daß er ihnen anbefohlen hatte, sie insgesamt ohne Ausnahme zu hängen. Er wurde in seiner Hofnung getäuscht, sein Schiff wurde weggenommen, und Olonois, der die ertheilte Order erfahren hatte, lies allen Spaniern den Kopf vor die Füsse legen, einen ausgenommen, dem er einen Brief an dem Gouverneur von Havana mitgabe. Er war folgendes Innhalts: „Ich habe „euren Leuten so mitgespielt, als ihr „meinen Leuten, ja mir selbst, mitzuspielen „Befehl gegeben hattet. Weil ihr so gesinnt

„sinnt seyd, so versichre ich euch, werde ich „alle Spanier, die ich werde gefangen be„kommen, auf eben die Art behandeln. „Ich kann in die Gefahr kommen, eine „ähnliche Begegnung zu erdulden, doch „werde ich mich selbiger zu entziehn wis„sen, indem ich mir, wenn die höchste „Noth an Mann kömmt, das Leben neh„men.

Dieser Brief verursachte dem Gouverneur ungemeine Bestürzung; er konte sich nicht vorstellen, wie zwanzig Leute mit einem oder zwey Kanoten eine zum Krieg ausgerüstete Fregatte mit achtzig Mann hätte wegnehmen können. Er entbrannte von Zorn, und ließ in allen Amerikanischen Häfen den Befehl ergehen, daß alle Englische und Französische Gefangnen solten gehängt werden. Man stellte ihm vor, daß die Flibüstiers eine weit beträchtlichere Anzahl Spanier wegnähmen, als die Spanier ihnen, und daß durch dies Verhalten der Spanischen Nation viel Nachtheil erwachsen könnte. Der Gouverneur fand diese Ursachen gegründet, und widerrief seinen Befehl. Man hat dies Faktum von einem Spanischen Gefangnen, den die Flibüstiers in der Folge gefangen bekamen.

Olonois kehrte nach der Schildkröteninsel zurück, um sein Schifsvolk zu

vermeh-

vermehren. Er fand daselbst einen seiner Freunde, Namens Michel le Basque, mit dem er sich verband. Sie machten den Anschlag irgend eine Spanische Stadt zu überrumpeln, welchen Anschlag sie allen in der Nähe befindlichen Flibüstiers zu wissen thaten. In kurzem hatten sie vierhundert Mann beysammen. Diejenigen, die Schiffe weggenommen hatten, brachten sie herbey. Ihre Flotte bestand aus fünf kleinen Gefässen. Man trug dem Olonois das Kommando über die Seetruppen auf, und erklärte den Basque zum General der Landtruppen. Sie begaben sich zuerst nach der Insel Domingo, wo sie viele wilde Schweine und Stiere tödteten, die sie einsalzten und mitnahmen, um Mundvorrath zu haben. Die Flibüstiers seegelten weiter, um ihr Vorhaben auszuführen. Nicht weit von der Gegend, wo sie ausgelaufen waren, stiessen sie auf zwey Spanische reichbeladne Schiffe, die weit grösser waren, als die ihrigen. Olonois sandte das größte, das ganz voller Indigo war, nach der Schildkröteninsel, um daselbst entfrachtet zu werden, und gab denen von der Bedeckung Befehl wieder zu ihm zu stossen. Das andere behielt er, weil es viel Kriegsmunition führte, die für St. Domingo bestimmt war. Eine ziemlich beträchtliche

Anzahl Franzosen, die erst neulich auf der Schildkröteninsel angekommen waren, schifte sich auf das Gefäß ein, das wieder zum Olonois stossen sollte. Zwey Neffen vom Hrn. d'Ageron Gouverneur der Insel de la Tortue, wollten mit von der Partie seyn.

Als **Olonois** von allen Seiten her die günstigsten Aussichten erblickte, durchmusterte er seine Flotte, die aus sieben Schiffen bestand, und deren Mannschaft, die sich auf vierhundert und vierzig Köpfe belief. Nunmehr eröfnete er sein Projekt, und das war: nach der Stadt Maracaibo zu gehn, die in der Provinz Venezuela, am Borde des Sees gleiches Namens, liegt, und alle rings in der Gegend belegne kleine Kolonien auszuplündern. Jedermann billigte sein Vorhaben, und versprach, ihm nach allen seinen Kräften beyzustehn.

Olonois seegelte ab, kam in dem See Maracaibo an, lies seine Leute aussteigen deren Kommando er dem Basque nicht abnahm; er wollte aber die Gefahr theilen, und schlug sich zu den Landtruppen. Le Basque grif das Fort an, und bemächtigte sich dessen. Ein Theil der Besatzung ward niedergemetzelt, und der andre gefangen genommen: Kurz darauf

bemäch-

bemächtigte er sich der Stadt, fand aber daselbst nicht die Reichthümer, die er erwartet hatte, weil die Einwohner, durch die Kanone des Forts von dem benachrichtigt, was vorfiel, ihre kostbarsten Sachen nach Gibraltar geschaft hatten. Die Flibüstiers zwangen diejenigen, die in der Stadt geblieben waren, ihnen zu sagen, wo die Reichthümer wären hingebracht worden. Man gestand ihnen, nach Gibraltar. Olonois faste sogleich den Entschluß dorthin zu gehn. Er nahm viele Einwohner von Maracaibo mit, um ihnen zu Wegweisern zu dienen. Diese gaben ihm zu verstehn, daß er diese Stadt in wehrhaften Zustande finden würde. „Thut nichts, „antwortete er ihnen, um so besser die Prie„se.„

Als er dorthin kam, fand er, daß sich die Spanier daselbst in der That recht wohl verschanzt, und gegen jeden Ueberfall aufs beste verwahrt hatten. Sie hatten Verhacke von den grösten Bäumen gemacht, überdies das Land dermassen unter Wasser gesetzt, daß man nicht auf den Boden treten konnte, ohne bis an die Kniee in Koth zu sinken. Nur einen einzigen Weg hatten die Spanier nicht unbrauchbar gemacht; er war aber so schmal, daß er nur sechs Mann hoch konte paßirt werden. Der unverzagte Olonois lies sich dadurch nicht abschrecken. Er rief sei-

seinen Leuten zu: Mutig meine Brüder! wir müssen diese Leute haben, oder umkommen. Bleib ich, so last nur nicht den Muth sinken. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so flog er mit Ungestüm auf die Spanier los, und alle seine Leute so brav wie er, hinter ihm drein. Als sie einen Pistolenschus von der ersten Verschanzung waren, sanken sie tief in den Koth herein und die Spanier fingen an aus einer Batterie von zwanzig mit Kartätschen geladnen Kanonen auf sie loszufeuern. Es blieben viele Flibüstiers, doch munterten sie selbst im Sterben, ihre Kameraden zum Kampf auf. Mutig! riefen sie. Ihr werdet siegen! Sie hieben Zweige herunter, die ihnen den Weg erleichterten, bemeisterten sich bald der ersten Verschanzung, verfolgten die Spanier bis zur zweyten und zwangen sie das Gewehr zu strecken. Diese Letzten, deren Zahl sich an sechshundert Menschen belief, verloren vierhundert, und hundert wurden verwundet; **Olonois** machte die übrigen hundert, samt den Verwundeten zu Gefangnen.

Nach diesem Siege sandte **Olonois** Rotten aus, die die Wälder durchsuchen musten, wo die Spanier ihr Gold und Silber versteckt hatten. Alle diejenigen, die ihnen begegneten, wurden auf die Folter

ter gebracht, um zu gestehen, wo ihr Schaz sey. Die Flibüstiers hielten sich ungefähr sechs Wochen zu Gibraltar auf. Als Olonois merkte, daß die Fäulnis der Leichen und des vergoßnen Bluts ihn um viele seiner Leute brachte, entschloß er sich zum Abmarsch, vorher aber lies er den Einwohnern ansagen, sie sollten ihm die ausgeschriebne Contribution auszahlen, wo nicht, so würde er die Stadt in Brand stecken. Da man mit der Antwort zögerte, so lies er an allen vier Ecken Feuer anlegen, und in weniger als sechs Stunden war sie in Asche verwandelt. Er sagte zu denen, die er zu Gefangnen gemacht, wofern sie ihr Lösegeld nicht gäben, würde man sie mit grausamsten Qualen belegen.

Er kehrte nach Maracaibo zurück, befahl den Einwohnern fünfhundert Kühe herbeyzuschaffen, um seine Schiffe mit Lebensmitteln wiederum versehn zu können. Die Spanier glaubten, daß sie nun nicht weiter beunruhiget seyn würden, er ließ ihnen aber sagen, daß, wenn sie in fünf Tagen die Kontribution nicht bezahlten, so würde er mit der Stadt gerade so verfahren, wie mit Gibraltar. Indeß, daß man sich bemühte, die verlangte Summe zusammenzubringen, plünderten die Flibüstiers die Kirchen, nahmen aus selbigen,

das darinn befindliche Gold und Silber weg.

Die Spanier brachten die vom Olonois begehrte Kontribution aufs schleunigste zusammen, denn sie sehnten sich nach nichts mehr, als nach dem Augenblick, an welchem sie diese Bösewichter los wurden.

Die Flibüstiers lichteten die Ancker, und begaben sich nach den Gonaives, um ihre Beute zu theilen. Als sie versammelt waren, that ein jeder den Schwur, daß er nichts entwandt, und alles was er den Spaniern abgenommen, zur Hauptmasse geschlagen habe.

Als alles zusammen war, schätzte man die Beute auf eine Million, die Schiffe ungerechnet. Kurz sie hatten durch diese Streiferey den Spaniern einen Verlust von mehr denn drey Millionen verursacht. Man theilte den Raub aus, und begab sich nach der Schildkröteninsel. Hier überließen sie sich alle den Ausschweifungen, zu welchen Leute, die ein solches Leben führen, geneigt sind, und bald hatten sie alles verschwendet, was sie zusammengeraft hatten. Einige von ihnen, die klüger waren, kehrten nach Frankreich zurück, um daselbst die Früchte ihrer Arbeiten,

ten, oder besser gesagt, ihrer Verbrechen in Ruhe zu genießen.

Alle diese Prisen waren nicht beträchtlich genug, die ungeheuern Schulden und den übertriebnen Aufwand des Olonois zu bestreiten. Er befand sich in so grosser Verlegenheit wie zuvor und beschloß eine neue Unternehmung zu wagen. Er sprach davon mit seinen Kameraden, die in gleicher Verlegenheit steckend, sein Projekt gut zu heißen nicht ermangelten. Viele von den Insulanern, die sich bisher mit dem Tobackbau beschäftigt hatten, thaten ihm den Vorschlag, die Gefahren mit ihm zu theilen. Da er sahe, daß die Anzahl seiner Gefährten zu beträchtlich wurde, als daß seine Schiffe sie fassen konnten, so ließ er ein bey der letzten Kaperey genommenes Fluitschiff (grosses Lastschiff) kalfatern, bemannete es mit dreyhundert Leuten, und vertheilte auf seine fünf übrigen kleinen Schiffe noch dreyhundert. Wie alles in fertigem Stande war, sagte er zu seinen Leuten, er sey Willens nach dem See Nicaragua zu gehn, um die umliegenden Städte zu plündern, woselbst er unermeßliche Reichthümer zu finden verhofte, weil die Flibüstiers daselbst noch keine Landungen gemacht hatten. Er setzte hinzu, daß er einen landeskündiden Indianer mitnehmen würde, der sie

nach all den Oertern führen sollte, wo sie reiche Beute machen könnten.

Als er sahe, daß alle seine Leute bereit waren, ihm zu folgen, so wählte er Mata-Mano, das der Insel Cuba südwärts liegt, zum Tummelplatz. Er wählte diesen Ort deshalb, weil es daselbst Schildkröten in Menge giebt, und viele Kanote, um selbige zu fangen. Er wollte einige dieser Kanote nehmen, und sie mit seinen Leuten besetzen, wenn er sich an der Mündung des Flusses befinden würde, der nach dem See Nicaragua führt, damit sie an Orten, wo aus Mangel am Wasser sich grosse Schiffe nicht zu nahen vermochten, landen konnten. Sein Anschlag gelang. Er fand daselbst viele Kanote, die er wegnahm, und in seine Schiffe legte. Von da seegelte er nach dem Vorgebürge Gracia-Dios. Er ließ seine Leute ans Land steigen, und nahm den Weg nach San-Padro, eine kleine in den Gegenden gelegene Stadt. Auf seinem Wege stieß er auf einen Hinterhalt von Spaniern, die sich hinter einigen Schanzkörben in einem engen Wege vergraben hatten, den sie wegen des dicken Buschwerks, und der vielen Dornensträucher unmöglich vermeiden konten. Olonois überwand diese Hindernisse, und stürmte auf die Spanier dermassen ein, daß sie

die Flucht nehmen musten. Gleichwohl kam ihm dieser Sieg theuer zu stehen; er verlor eine grosse Menge seiner bravsten Leute.

Dieser Barbar lies alle verwundete Spanier umbringen. Er forschte die Gefangnen aus, und diese berichteten ihm, er habe noch zwey Hinterhalte zu paßiren, ehe er in die Stadt käme. Er frug sie, ob er diesen Weg nicht vermeiden könnte, und alle antworteten ihm, das seye unmöglich. Er lies den grösten Theil von ihnen niedermetzeln, band einen an einen Baum, schlitzte ihm den Bauch auf, und sagte zu denen übrigen, sie sollten das nemliche Schicksaal erdulden, wenn sie sich noch ferner weigerten, ihm einen andern Weg zu zeigen. Da sie immer bey ihrer Antwort beharrten, schloß er, daß kein andrer Weg da seye, und sagte zu seinen Kameraden, sie sollten ihm folgen, die Hinterhalte aber zu vermeiden suchen.

Die Flibüstiers rückten weiter vor, stiessen auf einen zweyten Hinterhalt, und nöthigten abermals die Spanier Platz zu machen. Sie marschirten weiter, und kamen endlich an den dritten Hinterhalt. Das Gefecht war lang und hitzig; die Spanier wurden abermahls geschlagen. Olonois nahm endlich die Stadt ein,

doch fand er daselbst die erwarteten Reichthümer nicht, weil die Einwohner keinen beträchtlichen Handel treiben. Er steckte sie an, und verwandelte sie in Asche. Dieser Abentheurer machte noch einige Prisen; ein Theil seiner Kameraden verließ ihn; er litte bey dem Golfo von Darien Schiffbruch, fiel in die Hände der Wilden, die ihn in Stücken hieben, rösten liessen und verzehrten. Das war das Ende eines der grösten Bösewichter, der je auf den Amerikanischen Küsten erschienen.

Zweyter Artikel.

Abentheuer Alexanders mit dem eisernen Arme.

Herr Oexmelin, Verfasser des Werks, aus welchem wir die Fakta schöpfen, die wir hie anführen, sagt nicht, aus welchem Lande der Flibüstier gewesen, von dem wir reden wollen. Er versichert, daß er ein Edelmann gewesen, und von sehr schöner und ansehnlicher Figur, und seine Kräfte hätten die Kräfte gewöhnlicher Menschen weit überstiegen; sein Muth gieng bis zur Verwegenheit. Er suchte nicht, wie andere Flibüstiers, ganze Flotten unter seinem Commando zu haben,

haben, sondern begnügte sich an einem einzigen Schiffe, das er den Phönix nannte, und suchte Leute, muthig wie er.

Als er eines Tages herumkreuzte, überfiel ein entsetzliches Ungewitter sein Schiff; der Wind zerschmetterte dessen Maste, und der Blitz schlug in die Pulverkammer. Der ganze Theil des Siffs, wo selbige war, flog mit den darinn befindlichen Leuten in die Luft. Diejenigen, die sich auf der andern Seite befanden, lagen mit einem male im Wasser. Da sie nicht weit vom Lande waren, retteten sie sich fast insgesammt mit schwimmen. Alexander war einer der ersten, die ans Land kamen. Sie befanden sich am Borde einiger kleinen Inseln, die in der Gegend von Bocca del Drago sind, und die von Indiern bewohnt waren, welche man noch nicht hatte bändigen können. Sie durchstreiften die Meeresufer, um einen Theil der Trümmern ihres Schiffes, wo möglich, zu erhaschen. Sie besorgten von den Indiern, die für sehr arg ausgeschrien waren, angefallen zu werden.

Indeß, daß sie beschäftigt waren, das Holz, das sie erwischen konnten, zusammen zu bringen, wurden sie von einem Trupp Indier angegriffen, allein die Flibüstiers

büstiers tödteten ihrer viele, und machten bey nahe den ganzen Rest zu Gefangnen. Seit der Zeit erschienen keine Indier mehr.

Die Flibüstiers fiengen an des Lebens überdrüßig zu werden, das sie auf diesen Inseln zu führen sich genöthigt sahen, als sie ein Schiff gewahr wurden, das seinen Lauf gerade nach den Ort hinnahm, wo sie sich befanden. Sie verbargen sich, um es landen zu lassen. Es war ein armirtes Kauffardeyschiff, dem es am Wasser fehlte, und das dieserhalb hier landete. Einige wohlbewafnete Soldaten stiegen ans Land, um denen zur Bedeckung gegen die Angriffe der Indier zu dienen, die Wasser holen giengen. Die Flibüstiers verbargen sich in das Dickicht der Wälder, feuerten auf die Soldaten los, und erlegten ihrer sehr viele. Die Soldaten, die niemand sahen, und gewahr wurden, daß man nicht mit Pfeilen auf sie schoß, legten sich platt nieder auf die Erde. Da die Flibüstiers niemand mehr hörten, glaubten sie, diese Soldaten hätten sich zurück gezogen.

Alexander ließ sich hinreissen durch seine Ungedult und durch seinen Muth, und kam mit allen seinen Gefährten aus dem Walde hervor. Wie die Soldaten sie

gewahr wurden, stiessen sie ein grosses Geschrey aus, standen auf, und rückten ihnen entgegen. Alexander näherte sich ihnen seiner Seits. Sobald er sie erreicht hatte, versetzte er einem ihrer Anführer einen Hieb mit dem Säbel nach dem Kopf, der aber am Helm abglitschte. Eben wollte er ihm noch einen geben, als er über eine Baumwurzel strauchelte, und auf die Erde fiel. Sein Gegner nahte sich, um ihn des Aufstehens vergessen zu machen. Alexanders Stärke und Behendigkeit zogen ihn aus dieser Gefahr. Er stand so schnell auf, daß er einen Säbelstreich, den sein Widerpart gegen ihn führte, vermied, und ihn todt zu seinen Füssen hinstreckte. Die übrigen Flibüstiers, durch ihren Befehlshaber geleitet und angespornt, tödteten alle Soldaten und ihren obersten Befehlshaber dazu.

Diejenigen, die in dem Schiff geblieben waren, hatten das Musketenfeuer gehört, und waren überzeugt, daß die Indier ihre Leute müsten angegriffen haben. Da sie wusten, daß ihre Soldaten brav waren, und ihre Anzahl beträchtlich genug, so glaubten sie, jene wären zurück geschlagen worden, und um sie vollend ins Horn zu jagen, brannten sie ihre Kanonen ab.

Die

Die Flibůstiers zogen ohne Zeitverlust die Todten aus, legten ihre Kleider an, und giengen mit einem grossen Geschrey, zum Zeichen des Sieges, auf das Schiff los. Diejenigen, die drinnen waren, glaubten, es wären würklich ihre Kameraden, die als Sieger zurück kämen, und nahmen sie am Bord auf. Die Flibůstiers hieben alles, was ihnen vorkam, nieder, und fanden sehr wenig Widerstand. Sie wurden bald Meister dieses Schiffes, das unglaubliche Reichthümer bey sich führte. Der Autor, der uns zum Wegweiser dient, versichert, daß Alexander viele andre eben so verwägne Thaten gethan habe, er läßt sich aber nicht darauf ein, mehr ins Detalje zu gehn, und gedenkt von diesem Flibůstier weiter nichts.

Dritter Artikel.

Abentheuer des Haupsmanns Montauban.

Dies Oberhaupt der Flibůstiers durchstrich beynah an die zwanzig Jahre die Küsten von Neuspanien, Mexiko, Florida, Neu-York u. s. w. Im Jahre 1691. gieng er nach den Küsten von Guineea, woselbst er schreckliche Verwüstungen vornahm. Er lief in den Fluz Serrelione ein,

ein, nahm die mit vier und zwanzig Kanonen besetzte Fortreße weg, riß sie nieder, weil er besorgte, die Engländer möchten sich hier festsetzen. Im Jahre 1694 begab er sich in die Gegenden von der Insel St. Croix, wo man ihm berichtete, daß Englische Schiffe unter Begleitung einiger Kriegesschiffe nach Barbados gehn, und von da nach England seegeln würden. Montauban eilte in diesen Gewässern kreuzen zu gehen. Kaum war er daselbst angekommen, so sah' er die Schiffe mit den Convoyern erscheinen: er griff sogleich die Bedeckung an, und hob sie samt zwey Kaufmannsschiffen auf, die mit Zucker beladen waren; die Uebrigen flüchteten während des Kampfs. Er brachte die weggenommenen Schiffe nach Bourdeaux, woselbst er sie verkaufte.

Seine Kameraden, die sich von den auf dem Meere ausgestandnen Strapazen erholen wollten, machten ganz ungeheuern Aufwand; sie überließen sich sogar den Schwelgereyen dermaßen, daß eine beträchtliche Anzahl von ihnen starb. Montauban aus Besorgnis, bei einem noch längern Aufenthalte in dieser Stadt, den grösten Theil seiner Leute einzubüßen, beschloß weiter zu gehn. Er verstärkte sich mit einer beträchtlichen Anzahl junger Leute, die ihm den Vorschlag thaten, ihr Heil mit

ihm zu versuchen. Er seegelte im Februar 1695 ab, um auf den Küsten von Guineea kreuzen zu gehen. Unterwegs verfolgte er drey Englische Schiffe. Nah bey dem Cap de trois Pointes griff er eine Holländische armirte Fregatte an, mishandelte sie sehr, ohne sie gleichwohl wegnehmen zu können. Kurz darauf nahm er ein Englisches Schiff weg, das mit zwanzig Kanonen besetzt war, und das Elephantenzähne, Wachs und dreyhundert und funfzig Schwarze führte. Nahe bey der Isle du Prince eroberte er ein Brandenburgisches Schiff, das alle kleine Barken, worauf es stieß, weggekapert hatte. Auf den Küsten von Angola fand er ein Englisches Schiff, das zwey und funfzig Kanonen führte, und dessen Mannschaft aus dreyhundert Köpfen bestand. Er griff es an, enterte, allein in eben dem Augenblick, da er sich dessen zu bemeistern glaubte, flog das Schiff in die Luft, und machte das seinige mit einem entsetzlichen Knall gleichfals in die Luft springen; der englische Hauptmann hatte in die Rüstkammer eine Lunte geworfen.

Montauban befand sich auf seinem Schiffe, und theilte seinen Leuten Befehle aus, als sein Schiff in Brand gerieth; er wurde eine erstaunliche Strecke in die Höhe geschleudert, und fiel wieder ins

Meer

Meer zurück, worinn er eine Zeitlang, ohne sich zu besinnen, liegen blieb, doch arbeitete er dermassen, daß er nicht untersank. Er kam wieder zur Besinnung, und war so geschickt, sich um einen Mast zu klammern. Nunmehr erblickte er das schrecklichste Schauspiel, das man sich vorstellen kan, rings um sich her zerrissene Glieder, ganz zerschmetterte Rümpfe, die gegen den Tod ankämpften, und die plötzlich von den Fluthen verschlungen wurden; überall trieben die Trümmern des Schiffs.

Er ward einige seiner Kameraden gewahr, die rings um ihn schwammen, ermahnte sie, Muth zu fassen, und eine Barke zu erreichen, die er mitten unter den Trümmern schwimmen sahe. Sie erhaschten sie samt ihm glücklich — es waren ihrer funfzehn — sie fanden ein Mittel aus, einen Mast in selbiger zu befestigen, und bedienten sich der Planken statt der Ruder. Der Hauptmann Montauban hatte einen sehr heftigen Schlag an den Kopf bekommen. Man wusch seine Wunde aus, legte Scharpie herein, die man aus seinem Schnupftuch machte, und verband ihm den Kopf mit einem Stück von seinem Hemde. Die nemliche Sorgfalt trug man für die übrigen Verwundeten.

Diese Unglücklichen schwammen drey Tage so auf gut Glück herum, ohne Lebensmittel und ohne süsses Wasser. Einer von ihnen konte sich des Durstes nicht länger enthalten, und trank so viel Seewasser, daß er daran starb. Die Uebrigen ertrugen ihr Elend gedultiger, und langten im Cap Corse an, wo sie eine Menge Austern fanden, die ihren Hunger stillten. Sie zerstreuten sich, um Lebens-Mittel zu suchen, fanden aber deren auf keinerley Weise. Als sie sich wieder versammelt hatten, stiegen sie wieder in ihre Barke, und begaben sich nach dem Hafen von Lopez. Montauban suchte einen Negerfürsten auf, mit dem er ehemals Freundschaft gemacht hatte, und erhielt von ihm Lebensmittel für sich und seine Leute. Montauban schiffte sich auf ein Englisches Schiff ein, das nach Barbados gieng, wo ihn General Roussel als Gefangnen behielt, und ihm nach Verlauf einiger Zeit die Freyheit wieder schenkte; ja er gab ihm sogar Geld, nach Europa zurück zu kehren. Montauban brachte daselbst den Rest seiner Tage im privat-Stande auf eine anständige Art zu.

Vierter Artikel.

Abentheuer der Hauptleute Vand-Horn, Laurent und Grammont.

Vand-Horn war Flibüstier, und betrieb den Negerhandel. Er führte eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Schwarzen nach St. Domingo; allein die Spanier, anstatt sie, wie er hofte, abzukaufen, nahmen sie ihm ab, und sagten, sie wollten sich dadurch für den vielen Verlust schadlos halten, den ihnen die Flibüstiers verursacht hätten. Er beklagte sich beym Guverneur, und stellte ihm vor, wie unbillig es seye, ihn wegen Handlungen von Leuten, die er nicht kannte, und mit denen er nicht das geringste Verständnis gehabt, zur Verantwortung ziehn zu wollen. Er war feurig, brausend; der Zorn riß ihn so gar zu Drohungen hin; doch würdigte man ihn nicht einmal einer Antwort. Von diesem Augenblick an schwur er den Spaniern unversöhnlichen Haß, und ließ sie im kurzen dessen Würkungen fühlen.

Er begab sich nach Petit-Goave, und erhielt vom Hrn. de Poincy, Satthalter dieses Landes, das Patent, sich gegen die

Spanier zu rüsten. Er rüstete sein Schiff zum Kriege aus, belud es mit all der ihm zu einer langen Fahrt erforderlich scheinenden Munition, und brachte beynahe an dreyhundert Männer zusammen, von bekannter Tapferkeit. Unter ihnen befand sich Hauptmann Grammont, der an der Küste von St. Domingo durch einen Orkan gescheitert war. Sein Schiff hatte zwey und funfzig Kanonen und alle seine damaligen Besitzthümer bey sich gehabt. Er hatte in dem Schiffbruch alles eingebüßt, nur seinen Muth nicht; der verlies ihn nie.

Vand Horn erfuhr, daß die Hauptleute Laurent und Michel sich in Honduras befanden, um ein Spanisches Schiff zu belauren, das sie wegzunehmen Lust hatten, weil es mit Reichthümern beladen war. Da er ein viel wichtigers Project gemacht, zu dessen Ausführung er ihrer bedurfte, so beschloß er, das Spanische Schiff selbst wegzunehmen. Er eilte demnach in den Gewässern zu kreuzen, die dies Schiff paßiren muste, sties auf selbiges, und nahm es ohne Wissen der Hauptleute Laurent und Michel weg. Er fand darauf nicht die erwarteten Reichthümer; was ihn wenig bekümmerte, weil er auf die Einnahme von Vera-Cruz seine Hofnungen baute. Diese Eroberung war

das

das Projekt, das er sich gemacht, und er zweifelte nicht, daß die Hauptleute Laurent und Michel seiner Meynung nicht seyn würden, wenn er sie ihnen würde mitgetheilt haben. Den Augenblick seegelte er weiter, um zu ihnen zu stossen. Sobald sie ihn gewahr wurden, machten sie sich zum Gefecht fertig, indem sie glaubten, daß es das Spanische Schiff seye, sie erstaunten aber höchlich, auf dem ankommenden Schiffe eine weisse Flagge zu sehen, und zu erfahren, daß Vand-Horn das Schiff aufgebracht habe, was sie zu verkaufen willens waren.

Dies verdroß sie so sehr, daß sie ihn nicht hören wollten, wie er ihnen am Bord kam; allein Vand-Horn, der sich an den Spaniern rächen wollte, um welchen Preis es auch wäre, folgte ihnen nach, und erreichte sie zu Rotan; erklärte ihnen seine Gründe, und brachte es dahin, daß sie seinem Projekt auf Vera-Cruz Beyfall gaben. Eben den Versuch machte er mit dem Hauptmann Grammont, und er flößte ihm die nemlichen Gesinnungen ein.

Man hielt Rath, und Hauptmann Grammont ließ sich hierüber folgender massen aus: „Die Expedition, die man „vor hat, ist keine gewöhnliche Unterneh-„mung, und die Ausführung würde mir

„unmöglich dünken, wenn ich nicht die „Tapferkeit und die Erfahrung derer kenn„te, die mir zugehören. Uns ist nicht un„bekannt, daß die Spanier in so wichtigen „Plätzen, als Vera-Cruz ist, tüchtige „Truppen hingelegt haben, um den Han„del und Wandel zu beschirmen. Die „Besatzung, die diese Stadt unterhält, „besteht wenigstens aus drey tausend „Mann, und binnen vier und zwanzig „Stunden kan sie funfzehn bis sechzehn „tausend aus der benachbarten Gegend an „sich ziehen. Wenn gleich dies nicht fähig „ist, unsre Unternehmung scheitern zu ma„chen, so werden sie wenigstens die Aus„führung aufzögern, und unsern Feinden „Zeit schaffen, ihre Reichthümer ander„wärts hinzuschaffen, sie in der Erde zu „vergraben, und sich selbst in den Wäldern „zu verbergen. Hier erwarten sie, wie „ihr aus Erfahrung wißt; die Landung „und den Abmarsch der Flibüstiers. „Fürchtet indeß weder ihre Waffen noch „ihre Anzahl: Muth, Schnelligkeit und „Verschwiegenheit können euren Anschlag „gelingen machen.„

Das Stillschweigen, worinn jedermann nach dieser Rede verharrete, gab die Unschlüßigkeit zu erkennen, worinn man wegen dieser Unternehmung schwebte. Die Hauptleute Vand-Horn und

Laurent

Laurent wurden dies gewahr, und liessen, um den Muth der Flibüstiers zu befestigen, zwey spanische Gefangne herbey holen, und diese sagten aus: man erwartete zu Vera-Cruz zwey reich beladene Schiffe, die unverzüglich aus der Stadt Caraque, die an der Küste dieses Namens allein vierzehn Meilen landeinwärts liegt, ankommen würden; daß diese Stadt die Hauptstadt der Küste seye, und Goave diejenige, wo die Waaren eingeschifft würden, die aus Caraque, der Einschiffung halber gesandt werden. Nach diesem Berichte verlangte jedermann nach der Abfahrt. Man musterte die ganze Flotte durch, und fand sie mit zweyhundert Flibüstiers bemannt. Man beschloß, einen grossen Theil von ihnen auf zwey Schiffe zu bringen, damit die Einwohner von Vera-Cruz auf den Wahn kommen möchten, das wären die, die sie erwarteten; und die übrigen auf ofnem Meere zu lassen.

Nachdem alle diese Einrichtungen getroffen worden, seegelte man ab Wie die Flotte an die Küste von Neu-Spanien angelangt war, stiegen die Flibüstiers bey der alten Stadt Vera-Cruz ans Land, die öde und wüste da steht, und von der neuen ungefähr zwey Meilen abliegt. Sie überrumpelten die Wache, die am Strande

ausgestellt war, giengen unter Anführung einiger Sklaven, die sie unterwegs gefunden, und denen sie die Freyheit versprochen hatten, durch verschiedne abgelegne Wege, und langten mit anbrechenden Tage vor Vera-Cruz an. Mit Thoresöfnung giengen sie in selbiges herein, und metzelten nieder, was ihnen in Wurf kam. Ein Theil der Flibüstiers bemächtigten sich einer Fortresse, und schossen auf die Stadt los.

Die Einwohner, durch das Schiessen der Flibüstiers aufgeweckt, und durch das Geschrey, das diejenigen ausstiessen, die man umbrachte, glaubten, es wäre ein Freudenschiessen, das einem angesehnen Bürger zu Ehren geschähe, der den Namen des Heiligen führte, dessen Fest man feyern sollte. Sie hielten das Geschrey, das sie hörten, für ein Geschrey der Freude, das diejenigen machten, die das Ehrenschiessen angestellt. In diesem Wahn blieben sie ganz ruhig in ihren Betten, bis die Stunde kam, wo sie gewöhnlichermassen aufzustehen pflegten. Jezt erfuhren sie, daß sich die Flibüstiers der Stadt bemeistert hatten.

Jederman, eilte zu den Waffen, und die Metzeley gieng wieder von neuem an. Als die Einwohner sahen, daß alle Soldaten

daten getödtet oder verwundet waren, und merkten, daß eine längere Gegenwehr zu weiter nichts dienen konnte, als den Feind noch aufgebrachter und ihren Untergang gewisser zu machen, so streckten sie die Waffen. Die Flibüstiers sperrten sie in der grossen Kirche ein, und legten vor jede Thür Kanonenschlag, um sie beym etwannigen Aufstande in die Luft zu sprengen. Bey einer jeden Mine stellten sie einen Kerl mit brennender Lunte, völlig bereit auf die erste Losung selbige anzuzünden.

Da sich diese Bösewichter Meister von der Stadt sahen, trugen sie alles was sie nur Kostbares fanden auf ihre Schiffe. Nachdem sie genommen hatten, was ihnen nur anständig gewesen, ließen sie denen in der Kirche Eingesperrten sagen, sie sollten ihr Lösegeld zahlen. Diese Unglücklichen gaben alles Geld her, was sie bey sich hatten, und das machte eine Summe von sechsmalhundertausend Livres. Kurz, die Unternehmung trug den Flibüstiers unermesliche Summen ein. Sie geschahe im Jahr 1683. Man kann es für die dreisteste und geschickteste ansehen, welche die Räuber dieser Art je unternommen haben.

Wir glauben, daß der Leser mit Vergnügen das Porträt derer sehen wird, die

die Befehlshaber bey dieser Expedition gewesen sind. Hauptmann Laurent soll den Anfang machen. Er war gros, regelmäßig gebaut, sahe wol aus. Zu einem Muthe fast sonder Gleichen kam noch eine bewundernswürdige Geschicklichkeit; er war der geschickteste seiner Zeit mit der Kanone, und mit der Muskete umzugehn. Sein Charakter lebhaft, aber sanft und hatte nicht die Rohigkeit, die denen gewöhnlich ist, welche eine solche Lebensart führen, wie er. Er hatte lange Zeit auf Spanischen Schiffen gedient, und gegen die Französischen Flibüstiers gefochten; hatte sogar viele von ihnen gefangen genommen. Endlich bekamen sie ihn selbst gefangen, und da ihnen seine Tapferkeit bekannt war, thaten sie den Vorschlag, zu ihnen zu treten. Er nahm das Anerbieten an, und schwor, daß er jede sich darbietende Gelegenheit den Spaniern zu schaden, die ihn nie anders, als mit Undankbarkeit gelohnt hätten, begierigst ergreifen würde.

Wie die Spanier erfuhren, daß er an den Küsten von Neu-Spanien herumkreuzte, schickten sie viele Kriegsschiffe auf ihn los. Der Admiral und Vice-Admiral der Spanischen Galionen, deren jede mit sechzig Kanonen, und funfzehnhundert Mann besetzt war, sties auf ihn.

Da

Da er sahe, daß es sehr gefährlich war, sich gegen eine so ansehnliche Macht in ein Gefecht einzulassen, so suchte er sie zu vermeiden; allein vergeblich. Er faßte demnach den Entschlus entweder zu siegen, oder zu sterben, und hielt zu seinen Leuten folgende Rede: „Ihr habt zuviel Erfahrung, „um nicht die Gefahr zu kennen, worinn „wir schweben, und zuviel Muth, um sie „zu fürchten. Klugheit muß unser Weg„weiser seyn, wir müssen zu gleicher Zeit „angreifen und vertheidigen; Verzweif„lung selbst muß uns führen. Fallen wir „in die Hände unsrer Feinde, so haben wir „den Tod unter den schrecklichsten Mar„tern zu erwarten. Das einzige Mittel „ihrer Barbarey zu entrinnen ist das, wir „müssen streiten.„ Hierauf befahl er einen seiner Leute eine Lunte in völliger Bereitschaft zu halten, um sogleich das Pulver auf den mindesten Wink anzuzünden. Da er seinen Leuten wollte zu erkennen geben, daß Muth allein sie nicht retten könnte, so stellte er auf beyde Seiten des Schiffs Leute mit Flinten, zeigte ihnen hierauf die Feinde, und sagte mit lauter Simme: durch diese Schiffe müssen wir durch, und tapfer drauf losfeuern!

Die Flibüstiers paßirten durch die zwey Galionen, und musten das ganze Kanonenfeuer von beyden ausstehn. Dafür feuer-

feuerten sie ihre Musketen ab, und tödteten mehr denn vierzig Spanier. Das Feuern von Seiten der Flibüstiers ließ gar nicht nach, als eine Kanonenkugel ins Schiff fiel, dem Hauptmann Laurent den Schenkel zerschmetterte und ihn über den Haufen warf: er sprang aber sogleich wieder auf, und als er seine Leute bestürzt sahe, sagte er zu ihnen: Es ist nichts! Er lief sogleich auf den Vordertheil des Schiffs, in der einen Hand seinen Säbel, und in der andern seine Pistole. Damals schien er schrecklicher, als je. Er that Thaten eines so erstaunenden Muths, daß diejenigen, die sie sahen, sogar Mühe hatten, sie zu begreifen.

Als er sahe, daß sich der Streit in die Länge zog, lief er hin zu den Kanonen richtete deren eine, und das gerade gegen den großen Mast des Admiralsschiffs und sch. s ihn entzwey. Nachdem er dies Schiff aus dem Treffen gebracht, gieng er auf das andere los, das immer das Entern zu vermeiden suchte; nunmehr stach das Schiff der Flibüstiers hinaus in die hohe See, ohne daß es die Spanier verfolgten; So rettete der Muth und die Klugheit des Hauptmann Laurent die Flibüstiers von dieser schrecklichen Gefahr.

Das

Das Gerücht, von dieser Aktion verbreitete sich in ganz Europa, und brachte an den Höfen von Frankreich und Spanien ganz verschiedne Wirkungen hervor. Erstrer sandte dem Hauptmann Laurent gerichtliche Urkunden zu, wodurch er unter die Eingebornen des Landes aufgenommen wurde; Letzterer aber berief den Hauptmann seiner Galionen zurück, um wegen seines Verhaltens Red und Antwort zu geben. Der Prozeß wurde ihm gemacht, und der Kopf ihm vor die Füsse gelegt.

Hauptmann Laurent begab sich nach der Karthagena, des Willens, daselbst Prisen zu machen. Die Einwohner dieser Stadt erfuhren sein Vorhaben, und rüsteten auf ihre Kosten zwey Schiffe aus. Sie besetzten jedes mit acht und dreyßig Kanonen und vierhundert Mann; mit selbigen liessen sie noch ein kleines Schiff auslaufen, worauf sich sechs Kanonen und neunzig Mann befanden.

Diese Schiffe seegelten nach der Bay de Seine, die unter dem Winde von Carthagena lag. Man hatte daselbst Flibüstiers erscheinen sehen. Auch befanden sie sich in der That daselbst, aber mit mehrern Schiffen, als man geglaubt hatte. Sie wollten sich zurückziehn, doch dazu ließ ihnen Hauptmann Laurent nicht Zeit: er griff

sie

sie an, und nach einem achtstündigen Gefechte eroberte er das Admiralsschiff, dem Viceadmiral konnt er nicht an Bord kommen. Er verlor nur zwanzig Mann sowohl an Todten als Verwundeten; der Verlust der Spanier war weit beträchtlicher.

Jetzt trat Hauptmann Laurent mit dem Hauptmann Michel wegen all der Prisen, die sie machen würden, in einen Bund, und bestimmten die Insel Rotan, die gegen Honduras zu liegt, zu ihrem Tummelplatz. Kapitän Michel kam vor dem Hauptmann Laurent daselbst an. Dieser hatte unterwegs ein Schiff von vierzehn Kanonen mit Chinachims und sieben und vierzig Pfund Gold beladen weggenommen. Ingleichen hatte er den Spaniern ein Englisches Schiff abgejagt, das sie nach Havana aufbringen wolten, und gab es den Engländern wieder, die ihm für ihre Befreyung ihre Erkenntlichkeit bezeigten. Hauptmann Laurent begab sich nach St. Domingo, um sein Schiff als eine gute Prise gerichtlich anerkennen zu lassen, und um sich von neuem ein Patent gegen feindliche Schiffe zu kreuzen, zu holen. Während dieser Zeit kreuzte Hauptmann Michel vor Havana herum. Kurz nach seiner Ankunft in diesen Gewässern ward er zwey mit Hollän-

ländern bemannete Schiffe gewahr, die von Carthagena kamen. Ein Flibüstier, der mit dem Säbel in der Hand in den Raum des Schiffs herabgestiegen war, fand daselbst einen kleinen Sklaven, der ihn bat, ihn nur nicht zu tödten, er wolle ihm ja auch die Wahrheit sagen. Der Flibüstier sagte zu ihm. Das sollte er thun. Der Sklave eröfnete ihm, daß die Ladung den Spaniern gehöre, daß diese Schiffe von Carthagena kämen, daß sich darauf mehr denn zweymal hundert tausend Thaler befänden, sowol an Gold als an Silber, daß die Spanier ihr Gold und Silber durch die Holländer nach Spanien schaffen, und daß ein Bischoff darauf wäre. Die Abendtheurer bemächtigten sich der zweymal hunderttausend Thaler, und der Bischoff versprach ihnen: sich mit funfzigtausend auszulösen.

Die Flibüstiers liessen die Holländischen Schiffe gehn, weil sie sich nach la Tortille begeben wollten, wo sich Hauptmann Grammont aufhielt. Das war das Merkwürdigste aus dem Lebenslauf des Haumanns Laurent. Vom Hauptmann Vand-Horn haben wir schon gesprochen. Wir wollen einige von seinen Aktionen unsern Lesern vorlegen, zuerst aber sein Porträt.

Sein Gesicht war von der Sonne geschwärzt, er war weder schön noch misgebildet; aber brav war er, hatte Einsicht, und wuste so gut zu Lande als zur See zu kommandiren. Eines Tages schlug er sich mit dem Hauptmann Laurent und wurde verwundet. Man versichert, ein Engländer habe dem Laurent gesagt, Vand-Horn habe schlecht von ihm gesprochen, Laurent frug ihn, ob er das in Vand-Horns Gegenwart behaupten wolle, und auf seine Bejahung gieng er mit ihm zu jenem. Laurent wiederholte dem Vand-Horn das, was ihm der Engländer eben gesagt hatte. Vand-Horn läugnete es; der Engländer hielt das dem Laurent gegebne Wort. Letztrer legte die Hand auf den Säbel, sagte: Dieser hier soll mich rächen, und zog ihn. Vand-Horn that ein gleiches, und Laurent gab ihm einen Hieb in den Arm, und verwundete ihn.

Vand-Horn war eine Zeitlang Matros gewesen, und hatte sich zweyhundert Thaler gesammelt. Er machte mit einem andern Matrosen Freundschaft: sie giengen nach Frankreich, und erhielten die Erlaubnis, kreuzen zu dürfen. Vand-Horn der hitziger und verständiger war, wie der andre, kaufte ein kleines Schiff, das er mit fünf und zwanzig bis dreyßig Leuten bemannte. Um sein Vorhaben besser

besser zu bemänteln, ließ er es wie ein Fahrzeug für Fischer einrichten. Er machte viele Priesen von den Holländern, und verkaufte sie von einer Küste zur andern. Hierauf gieng er nach Ostende, wo er ein Kriegesschiff kaufte und sein Kreuzen mit so vielem Erfolge wiederum begann, daß er sich in kurzem Herr von einer Flotte sahe.

Durch den beständigen glücklichen Ausschlag seiner Unternehmungen wurde seine Geldgier und seine Kühnheit aufgemuntert; er griff alle Schiffe an, denen er aufstieß, ausgenommen die Franzosen nicht; nachdem aber die Zeit der ihm vom Französischen Hofe zum Kapern ertheilten Erlaubnis um war, schonte er die Franzosen so wenig, als andre Nationen. Sie sandten ein Kriegsschiff gegen ihn aus, das ihn einholte. Vand-Horn wagte es nicht sich mit ihnen einzulassen und hielt dafür, er liefe weniger Gefahr, wenn er einen Vergleich zu bewerkstelligen suchte. In dem Gedanken stieg er mit einigen seiner Leute in seine Schaluppe, und begab sich am Borde des Schiffes, das ihn verfolgt hatte. Der Befehlshaber desselben sagte zu ihm: er habe die Französ. Flagge nicht verschont, und der König von Frankreich habe ihm anbefohlen, den Schiffshauptmann Vand-Horn ihm todt oder leben-

dig zu überbringen. Dieser antwortete ihm: er müsse sich über diesen Befehl um so mehr verwundern, da er stets die Französische Offizire, die von Sr. Majestät Kaperpatente gehabt, respektirt, und blos diejenigen angegriffen hätte, die unter dem Vorwande, mit Frankreich verbündet zu seyn, und unter der Flagge dieser Macht, respektirt zu werden verlangt hätten. Der Hauptmann des Französischen Schiffes erwiederte ihm: er könne nicht umhin ihn zum Hrn. von Estries zu führen, der in diesem Lande an Königsstatt wäre, und wäre sein Vorgeben wahr, so dürfe er keiner schlimmen Behandlung gewärtig seyn.

Als Vand-Horn wahrnahm, daß man die Anker lichtete, so sahe er den Hauptmann mit einem drohenden Blick an, und sagte zu ihm: „Bedenkt recht, was „ihr thun wollt, meine Leute werden mich „nicht vor ihren Augen wegführen lassen, „ohne mit euch zu fechten. Erwägt, daß „sie gewohnt sind, der Gefahr zu trotzen, „und daß sie den Tod nicht fürchten.

Die Flibüstiers standen in einer solchen Bereitschaft, daß der Hauptmann die Wahrheit dessen erkannte, was Vand-Horn ihm sagte, und da er nicht ausdrücklichen Befehl hatte, sich mit den Flibüstiers

bûstiers in ein Gefecht einzulassen, so lies er ihn wieder auf freyen Fuß.

Kaum war Vand-Horn dieser Gefahr entronnen, so begab er sich auf die Nachricht: daß ein Theil der Königlich-Spanischen Galionen eine Bedeckung erwartete, um aus Portoricco auszulaufen, in diesen Hafen unter Trompetenschall, und lies dem Gouvernör sagen, er wäre gekommen, ihm seine Dienste anzubieten, und ihm den Vorschlag zu thun, die Galionen zu eskortiren.

Dem Gouverneur war nicht unbekannt, wie er sich sowol gegen die Holländer als gegen die Franzosen betragen, die er ohne Unterschied angriff, sonach nahm er seine Anerbietungen an, und ließ ihn mit den Galionen abseegeln. Vand-Horns Betragen war eine Zeitlang ganz unverdächtig; aber nicht lange, so merkten die Spanier wie unvorsichtig sie gewesen, einem Manne zu trauen, der an Schurkenstückchen gewöhnt war. Sobald er eine günstige Gelegenheit sahe, griff er die Galionen an, bohrte viele in den Grund, und bemächtigte sich der am reichsten beladenen, und jagte dem Reste nach. Die Reichthümer, die er bey dieser entsetzlichen Handlung erworben hatte, reichten noch nicht zur Stillung seines unersättlichen

Gutgeizes zu; er gieng noch auf verschiedne Kapereyen aus. Endlich beschlos er sein verhaßtes Leben, bey dem Kap de Sacrifice.

Hätte dieser Mann seine Talente besser angewandt, so würde er einen ehrenvollen Platz in der Geschichte einnehmen. Er war so brav, daß er gar nicht begreifen konnte, wie in irgend eines Menschen Herzen könne Furcht kommen. Wenn es zum Treffen gieng lief er umher in seinem Schiffe, sah seine Soldaten einen nach dem andern an, und ward er bey einem nur das geringste Kennzeichen der Furcht gewahr, so tödtete er ihn auf der Stelle. Daher kams, daß die Tapfern sich ein Vergnügen daraus machten, es vor seinen Augen zu seyn, und die Feigen es nicht wagten, feig zu scheinen. So streng er gegen die letztern war, so liebreich, so zuvorkommend war er gegen die Ersten. Er belohnte sie stets aufs ansehnlichste. Seiner Wittwe hinterließ er beträchtliche Reichthümer. Sie zog sich nach Ostende zurück, woselbst sie den Ueberrest ihrer Tage zubrachte.

Fünfter Artikel.

Leben Morgans.

Morgan war aus der Provinz Wallis in England, sein Vater ein wohlhabender Ackersmann. Da Morgan sich nicht an die Lebensart der Landleute gewöhnen konnte, verließ er das väterliche Haus, und begab sich nach Barbados; von da auf ein Corsarenschiff nach Jamaika, machte eine ihm sehr einträgliche Prise. Was ihn denn auf den Vorsatz brachte, Seeräuberey zu treiben. Er zeichnete sich bey verschiedenen Gelegenheiten aus, und erwarb sich bey den Flibüstiers den Namen eines braven Soldaten. Er schoß mit vieler Geschicklichkeit, und war so unerschrocken, daß er über nichts stutzig ward. Alle Arten von Unternehmungen unterzog er sich mit einer solchen Zuversicht, als ob er schon deren glücklichen Ausgang gewiß sey.

Binnen einigen Jahren befand er sich durch verschiedne gute Prisen und durch Spielglück in sehr bemittelten Umständen. Er kaufte ein Schiff, nahm einige Flibüstiers mit sich, und zog aus seinen Unternehmungen großen Vortheil. Manswelt ein alter Korsar gewann ihn lieb, und machte ihn zu seinem Viceadmiral. Sie

versammelten eine Flotte von funfzehn Schiffen, bemannten sie mit sechshundert Leuten, und griffen die Insel Sankt Katherine an. Die Spanische Besatzung, die in Schanzen von Kalk und Sand erbaut, verschanzt lag, that tapfern Widerstand. Morgan bewieß soviel Bravour, daß er sich die Achtung seiner Gefährten, und die Bewundrung der Feinde erwarb. Manswelt machte sich Meister der Insel. Diese reiche Priese (*) war noch nicht für ihn genug; er wollte auch die Stadt Nata einnehmen, die an der andern Seiten des Panamaschen Isthmus liegt.

Manswelt hatte seinen Zug auf die Katharineninsel blos in der Hofnung unternommen, daselbst einen Menschen zu finden, der ihm den Weg nach Nata zeigte. Seine Hofnung gründete sich auf die Gewohnheit der Spanier nach dieser Insel Missethäter zu schicken, die man in Frankreich zu den Galeeren verurtheilen würde; sie müssen hier Bauarbeit verrichten, und, wenn äusserste Noth an Mann

kommt,

(*) Ich sehe nicht, warum man diesem Worte, wenn von Seefahrern die Rede ist wie hier, nicht eine weitre Ausdehnung geben könnte, wie gewöhnlich.

Der Uebers.

kommt, die Waffen ergreiffen. Manswelt fand hier auch wirklich einen Mulatten, aus der Stadt Nata gebürtig, der ihn dahin zu führen versprach.

Da er erwog, daß die Lage der St. Katharineninsel so vortheilhaft war, und daß sie einen gar schicklichen Aufenthalt für die Flibüstiers abgeben konnte, so beschloß er, sie zu behalten, und ließ daselbst eine Besatzung von hundert Mann unter Kommando eines französischen Officiers, dessen Tapferkeit er kannte. Nachdem er die Einrichtung getroffen, seegelte er fort, um seine Unternehmung auszuführen. Es gelung ihm aber nicht; ein Indier ward seine Flotte gewahr, und eilte, diese Nachricht dem Gouverneur von Panama zu bringen, der alle nur erdenkliche Vertheidigungsanstalten machen lies. Als die Flibüstiers landen wollten, sahen sie, daß ihnen ihr Unternehmen fehlgeschlagen war. Einer von den Spanischen Gefangnen sagte zum Manswelt, er wolle, wenns ihm gelegen, ihn nach Carthagena führen; eine Stadt, die nicht fern vom Südmeere läge, und sehr reich und wehrlos seye weil die Spanier nicht glaubten, daß sie bis dorthin würden angreifen gehn. Man nahm seinen Vorschlag einhellig an, und seegelte ab.

Als die Flibüstiers an den Fluß Zuera gekommen waren, schickten sie ein Kanot mit zwanzig Mann ab, um sich der daselbst befindlichen Strandwache zu bemächtigen. Das Kanot führte unentdeckt seinen Auftrag aus. So bald sie auf dem Lande waren, marschirten sie gerade auf Carthagena los. Die ersten Tage fanden sie Wohnungen, und in selbigen Lebensmittel; nachher aber sahen sie sich genöthigt, durch Gebüsche und Sträucher sich durchzuarbeiten, was ihre Hitze verminderte. Wenn sie einigen Indiern begegneten, die Mehlsäcke trugen, so bemächtigten sich deren die erst angekommnen, und wollten davon ihren Kameraden nichts zukommen lassen; wodurch Uneinigkeit unter ihnen entstand. Manswelt und Morgan thaten ihr möglichstes, wiederum gutes Vernehmen herzustellen. Alles vergebens! sie mußten ihre Entreprise fahren lassen. Die Flibüstiers schifften sich wieder ein, und Manswelt begab sich nach St. Katharine, um zu sehen, in was für Zustande sich seine dort gelaßne Besatzung befände, und traf sie in dem behäglichsten an. Hierauf gieng er nach Jamaika, um von dort aus Hülfe zu erhalten. Allein der dortige Gouverneur, der einen so unternehmenden Subalternen nicht so mächtig machen wolte, schlug ihm dies so wol

ab,

ab, als das Patent, auf feindliche Schiffe kreuzen zu gehn, unter dem Vorwande, der König von England sey jetzt mit dem Könige von Spanien in keinem Kriege begriffen. Manswelt gieng nach der Schildkröteninsel, und that die nemliche Anforderung. Der Gouverneur, der ein Franzos war, gab ihm die nemliche Antwort. Er entschloß sich nach Neu-England zu gehn, und zu versuchen, ob er dort ankommen könnte, allein der Tod hielt ihn davon ab.

Die Spanier, aus Besorgnis, die Flibüstiers möchten sich in der Insel St. Katharine befestigen, rüsteten eine Flotte aus, um selbige ihnen wieder wegzunehmen. Bevor sie diese Expedition begonnen, machten sie einen Versuch, den Gouverneur zu gewinnen. Er gab ihren Vorschlägen Gehör, und ließ sie die Insel wieder einnehmen.

Die Flibüstiers, unwillig über den Gouverneur der St. Katharineninsel suchten ein Oberhaupt, das sie anzuführen und für den erlittnen so beträchtlichen Verlust zu entschädigen, fähig seye. Sie wählten einmüthig den Morgan, und versprachen ihm in allen Stücken den pünktlichsten Gehorsam, wofern er sie zu einer wichtigen Unternehmung gebrauchen wolte. Er nahm ihr Anerbieten an, und ließ allen Französischen und Englischen

Flibûstiers zu wissen thun, er könnte ihnen beträchtliche Reichthümer verschaffen, wenn sie sich zu ihm gesellen wollten. Er wies ihnen die Insel Cuba zum Ort ihrer Zusammenkunft an.

Die Flibûstiers begaben sich dorthin, an der Zahl siebenhundert, und rüsteten eine Flotte von vier Schiffen aus. Ihr Anschlag war, auf Port-au-Prince zu gehen, und seegelten sogleich dahin ab. Sie schifften sich zu Port Sainte-Marie aus; und trafen alle nöthigen Anstalten, den Platz zu überrumpeln; allein ein spanischer Gefangner entwischte des Nachts, und berichtete dem Gouverneur, was vorfiel. Dieser setzte sich sogleich in Vertheidigungsstand. Er befahl den Bürgern zu den Waffen zu greifen, verlangte von seinen Nachbarn Beystand, und befand sich an der Spitze von achthundert Mann. Er lies die auf den Wegen befindlichen Bäume umhauen, legte Soldaten in Hinterhalt, und rückte mit seinem Heer auf eine grosse Wiese, die die Flibûstiers nothwendig paßiren musten, wenn sie in die Stadt wollten.

Als die Flibûstiers die Wege mit Bäumen versperrt fanden, merkten sie, daß ihr Projekt entdeckt seye. Gleichwol verloren sie den Muth nicht, marschirten durch die Wälder, und gelangten in kurzer Zeit auf die Wiese, wo die Spanier

sie

sie erwarteten. Der Gouverneur ließ seine Cavallerie auf sie losrücken, die sie umzingelte; allein die Flibüstiers feuerten dermassen unter sie, daß ein großer Theil von ihnen getödtet wurde. Es kam Furcht unter die Spanier, sie nahmen die Flucht. Die Flibüstiers ließen ansagen, sie würden die Stadt anzünden, wenn ihnen nicht die Thore geöfnet würden. Man öfnete sie ihnen; sie fanden aber daselbst nicht die erwarteten Reichthümer, weil die Spanier ihr Geld aufs sorgfältigste versteckt hatten. Morgan forderte von der Stadt fünfhundert Kühe, und marschirte ab.

Die Franzosen, die sich unter seinem Trupp befanden, waren mißvergnügt, daß ihnen diese Expedition so wenig Vortheil verschaft hatte, verliessen ihn, und erwählten einen andern Anführer.

Dies Ausreissen hinderte den Morgan nicht, andere Projekte zu machen. Er versammelte die Englischen Flibüstiers, die bey ihm geblieben waren, und that ihnen den Vorschlag, nach Puerto-Bello zu gehen. Er sagte ihnen, die Stadt sey stark befestigt, man würde sie aber dennoch einnehmen können, und zwar durch Ueberrumpelung; und falls diese Expedition nicht gelingen solte, wäre der Rückzug leicht. Sie nahmen diesen Vorschlag an, weil sie wusten, daß dieser Platz

einen

einer der reichsten in Indien ist, und weil sie viel Reichthümer daselbst zu erobern hofften. Als er sahe, daß sie alle seiner Meynung waren, ließ er die Anker lichten. Unterwegs fand er ein Schiff der Flibüstiers, das sich zu ihm schlug; dies erstattete zum Theil den Verlust, den er durch das Austreten der Franzosen erlitten hatte. Er setzte seinen Weg freudig und hofnungsvoll fort.

Unter seinen Leuten befand sich ein Engländer, der lange Zeit zu Puerto-Bello Gefangner gewesen war, und die Küste ungemein wohl kannte. Dieser Engländer führte Morgans Flotte so gut, daß sie gegen Abend in den Hafen von Naos ankam, das nicht bewohnt ist, und von wo man nur zwölf Meilen bis nach Puerto-Bello hat. Von da fuhr man längs dem Ufer hin, unter Begünstigung eines kleinen Landwindes, der sich gegen die Nacht erhub. Als sie vier Meilen von Puerto-Bello waren, warfen sie sich in ihre Kanoten, und ruderten, bis sie sich in der Gegend der Stadt befanden. Um Mitternacht hielt ein jeder seine Waffen bereit; sie stiegen ans Land, und liessen sich durch den oberwähnten Engländer führen.

Er ließ sie eine Zeitlang marschiren, hierauf halte machen, und gieng selb viere

auf

auf eine Vorpost los, und hob selbige unentdeckt auf. Dieser Soldat sagte dem Morgan, die Stadtbesatzung befände sich in einem sehr guten Zustande; es wären aber sehr wenig Bürger dort, nnd er könne sich der Stadt bemeistern. Morgan ließ diesen Gefangnen binden, und nöthigte ihn seinen Leuten zum Wegweiser zu dienen. Er sagte ihnen dabey, wenn er sie nicht recht führte, so würde er ihn tödten lassen, brächte er sie aber glücklich an Ort und Stelle, so wollte er ihm eine Belohnung geben, womit er zufrieden seyn sollte, und um ihn vor der Rache, der Spanier zu sichern, wollt er ihn mit sich nehmen.

Dieser gefangne that sein Möglichstes die Flibüstiers gut zu führen, er konnte aber eine Redute nicht vermeiden. Diejenigen, die sich auf selbiger befanden, hatten diesen Soldaten ablösen wollen, als er auf den Vorposten stand. Da sie ihn nicht fanden, so vermutheten sie das, was geschehen war. Morgan sandte ihnen den Gefangnen, und ließ ihnen sagen, sie möchten sich nur ohne alles Geräusch ergeben, oder er würde sie alle insgesamt in die Pfanne hauen; sie wolten aber keinem Vorschlage Gehör geben, und begannen ihre Kanone und ihre Musketen abzufeuern, um der Stadt ein Zeichen zu geben, und die Bürger

und

und die Besatzung zu ihrem Beystande herbeyzusprengen. Ihr Widerstand war von nicht langer Dauer. Ein Theil der Flibûstiers paßirte die Redute, und der andre sprengte selbige sammt allen darinn befindlichen Spaniern in die Luft.

Die Flibûstierts setzten ihren Marsch fort, und kamen in eben dem Augenblick an die Stadt, da die Morgenrôthe anbrach. Sie fanden die meisten Bürger im Schlaf. Die Besatzung hatte sich in die Schanzen zurückgezogen, und fiengen an auf die Stadt zu feuern. Die Flibûstiers hielten sich nicht lange beym Plündern auf, sondern begaben sich theils in die Klôster, und nahmen alle Geistlichen und die Weiber mit, die sich in selbige geflüchtet hatten; die andre Hälfte verfertigten Leitern, um die Schanzen zu ersteigen. Als sie fertig waren, ließen sie selbige durch die Mônche, Priester und Weiber herbeytragen, der Meynung, die Spanischen Soldaten würden auf diese Gott-geweihten Leute nicht schießen. Doch sie irrten sich, man fuhr fort, sich zu vertheidigen; warf Kübel voller Theer und brennende Lunten herunter. Viele von den Flibûstiers verbrannten samt den Weibern und Priestern.

Als die Sturmleitern angeworfen waren, raunten viele Flibüstiers mit Pistolen, Granaten und Säbeln bewafnet, Sturm; und diejenigen, die unten blieben, feuerten auf die Spanier los, und jeder Schuß traf seinen Mann. Auf diese Art nahmen sie die erste Schanze ein, griffen darauf die an, welche den Hafen bestrich, und unaufhörlich feuerte; sie hielt sich aber nicht lange, weil die Kanone der ersten Schanze sie heftig beschoß. Als sie eingenommen war, ergaben sich die übrigen. Wie sich nun die Flibüstiers der Stadt Meister sahen, sperrten sie die Einwohner, wie gewöhnlich, in die Kirchen ein, indem sie Mannspersonen und Weiber von einander absonderten. Nunmehro liessen sie ihre Schiffe in den Hafen einlaufen, und begonnen die Plünderung. Sie mishandelten die vornehmsten Bürger so grausam, um das Geständnis, wo ihr Gold und Silber seye, von ihnen herauszupressen, daß viele von ihnen starben, und die übrige Zeit ihres Lebens Krüpel blieben.

Nunmehro überliessen sich die Flibüstiers der Schwelgerey dermassen, daß sechzig wohlbewafnete Spanier ihnen den völligen Garaus hätten spielen können. In weniger denn vierzehn Tagen verzehrten sie alle in der Stadt befindliche Le-

bens-

bensmittel. Sie waren bald all den Uebeln ausgesetzt, welche die Hungersnoth veranlaßt; es starb deren eine grosse Menge; die Einwohner, denen sie nur die Lebensmittel gaben, die sie nicht mochten, starben hundert weise.

Der Präsident von Panama, der alles erfahren, was sich in Puerto-Bello zugetragen, brachte eine Armee von funfzehnhundert Mann zusammen, um die Flibüstiers zu nöthigen, daß sie die Stadt räumen sollten. Allein Morgan, der davon benachrichtiget wurde, hieße einen Theil von seinen Leuten eine Defilee besetzen, die auf seinem Wege lag. Als jener hier ankam, wagte er es nicht, diese Defilee zu paßiren, weil er die Unvorsichtigkeit begangen, und einen Theil seiner Truppen zurück gelassen hatte. In der Zeit, daß er sich bedachte, zu welchem Entschluß er greifen sollte, drang Morgan in die Bürger, daß sie die Kontribution für die Stadt und für die Schanzen geben sollten. Sie boten ihm hundert tausend Thaler, die er annahm, und zu seinem Abmarsch die nöthigen Anstalten traf.

Der Präsident von Panama war ein sehr braver Officier, der lange Zeit in Flandern gedient hatte, und die Kriegskunst vollkommen verstand. Er konnte nicht

nicht begreifen, wie Morgan mit so wenig Leuten, die blos mit Flinten und Säbeln bewafnet waren, eine wohlbefestigte Stadt, die einer ganzen mit Kanonen versehenen Armee hätte widerstehen können, eingenommen hatte. Er schickte ihm Erfrischungen, und ließ ihn fragen, welcher Waffen sich seine Leute bedienten, wenn sie dergleichen Unternehmungen ausführten. Morgan nahm das Gewehr von einem der Franzosen, der bey seinem Trupp geblieben war, und sandte es dem Präsidenten. Die Flinten der Flibüstiers wurden in Frankreich verfertiget, hatten Läufte von fünftehalb Fus, aus welchen man zweylöthige Kugeln schoß. Das Pulver, womit man sie lud, war ausdrücklich verfertigt worden. Der Präsident, dem die von Morgan ihm erwiesene Höflichkeit befriedigt hatte, sandte ihm einen sehr schönen Smaragdring, und ließ ihm sagen: Es wäre Schade, daß ein so braver Mann sich nicht in die Dienste irgend eines mächtigen Königs begäbe. Morgan antwortete, er hätte ihm seine Waffen gewiesen, und in kurzen wollte er ihm zu Panama selbst zeigen, wie man sich deren bedienen müste.

Nachdem die Flibüstiers die ihnen versprochne Summe erhalten hatten, seegelten sie ab. Sie zählten das mitgenom-

mene Geld und Kleinodien, und da fand sichs, daß sie deren an zweymal hundert tausend Thaler hatten, ohne das Seidenzeug, die Leinewand und andre Waaren zu rechnen. Sie begaben sich nach Jamaika, wo sie, wie gewöhnlich, übermäßigen Aufwand machten.

In kurzen befanden sie sich wieder in eben dem Zustande, worinn sie vor ihrer Expedition auf Puerto-Bello gewesen waren. Morgan, der mehr Aufwand als sie zu machen genöthiget war, befand sich gleichfalls ohne Geld. Er nahm sich vor, aus seinem gewöhnlichen Hülfsquell zu schöpfen, das heißt, auf Raub auszulaufen, und irgend eine Expedition zu machen. Er ließ allen Flibüstiers, die bey der Insel St. Domingo Schiffe hatten, sagen, sie möchten sich nach der Kuhinsel hinbegeben, er habe ihnen etwas mitzutheilen.

Sein Projekt war, so viel Soldaten zusammen zu bringen, um etwas Wichtiges zu unternehmen, damit er eine Summe zusammen bringen konnte, die ihn in den Stand setzte, sein Medje fahren zu lassen, und den Rest seines Lebens in Ruhe hinzubringen.

Als die Franzosen sahen, daß dem Morgan alle seine Unternehmungen gelangen, und daß er sich stets ansehnliche

Sum-

Summen dabey machte, so fanden sie sich an dem anberaumten Orte ein. Da Morgan sahe, daß er die gewünschte Anzahl Leute bey sich hatte, bediente er sich eines Theils derselben, die Schiffe zu kalfatern, und die andre Hälfte zum jagen, und zum Einsalzen des Fleisches. Nachdem alles fertig war, musterte Morgan seine Leute. Er fand, daß seine Mannschaft sich auf neun hundert und sechzig Seelen belief, und die Flotte auf funfzehn Schiffe. Er gieng unter Seegel, und fuhr längs der Küste der Insel St. Domingo hin. Unterwegs trennte sich ein Theil seiner Flotte von ihm, ohne daß er wuste weder warum noch wie. Er wartete verschiedene Tage in einem Hafen, den er ihnen, falls sich was Widriges zutrüge, anberaumt hatte; da er aber sahe, daß sie nicht kamen, seegelte er weiter.

Die Flibüstiers berathschlagten sich, an welchem Ort sie den Angriff machen wollten. Ungeachtet des Ausreissens der eben erwähnten Schiffe belief sich die Anzahl der Mannschaft noch auf fünfhundert. Pierre Picard, der unter Olonois gedient hatte, that den Vorschlag, nach Maracaibo zu gehn; und weil er schon dort gewesen war, so erbot er sich, so gar zum Steuermann zu dienen. Sein Vorschlag wurde von jedermann angenom-

men. Er steuerte das Schiff, und führte die Flotte nach der Insel Oruba, woselbst er Anker warf, um Wasser und frischen Proviant einzunehmen; von da führte er sie nach jenen kleinen Inseln, die an der Mündung des Sees Maracaibo liegen; sie wurde aber durch die Strandwache, die sich auf einer dieser kleinen Inseln befand, entdeckt. Sie gab den Spaniern davon Nachricht, die sich in wehrhaften Stand zu setzen anfiengen. Nachdem die Flibûstier den Schlagbaum paßirt hatten, der sich am Eingang des Sees befindet, stiegen sie in ihre Kanote, um ein kleines Fort anzugreifen, welches das Einlaufen in den Hafen verhinderte. So wie die Spanier sahen, daß die Flibûstiers Anstalten zum Angriff trafen, räumten sie selbiges, und liessen brennende Lunten liegen, damit es aufspringen solte; allein die Flibûstiers kamen noch zeitig genug dahin, um die Lunten auszulöschen. Sie bemächtigten sich des im Pulvermagazin befindlichen Pulvers, warfen die Kanonen aus dem Fort, und verbrannten die Lavetten. Hierauf schifften sie sich ein, um die Stadt anzugreifen. Als die Flotte vor selbiger lag, feuerte sie unaufhörlich, um das Aussteigen zu begünstigen. Kaum waren die Flibûstiers auf dem Lande, so theilten sie sich in zwey Rotten, um die Feinde an zwey verschiednen Orten anzugreifen,

greifen und zu ängstigen. Sie kamen in die Stadt ohne den geringsten Widerstand, und fanden darinn nichts als Sklaven und Kranke im Hospitale. Die Häuser waren leer, kaum fand man Lebensmittel darinn. Im Hafen war weder Barke noch Schiff; man hatte sie alle nach dem See hingebracht, der sehr breit und sehr tief ist.

Morgan schickte hundert Mann aus, streifen zu gehn. Gegen Abend kamen sie mit einer Menge Gefangnen und Packpferden zurück. Unter den Gefangnen befanden sich Männer und Weiber, die nach ihrem Anzuge zu urtheilen, im Elende seyn musten. Man gab ihnen die Tortur, damit sie geständen, wohin die Einwohner ihr Geld versteckt hätten. Sie zeigten einige Orte an, und man sandte viele Parthien aus, um daselbst nachzusuchen. Eine von diesen Partheyen fand viel Gepäck; eine andre, die ihr Wegweiser, ein Gefangner, nicht gut geführt hatte, verirrte sich in unbewohnten Gegenden. Um sich zu rächen, hingen die Flibüstiers den Kerl an einen Baum. Indem sie ihren Weg fortsetzten, fanden sie eine ziemlich grosse Menge Sklaven. Man legte sie auf die Tortur, damit sie bekennen sollten, wo ihre Herren wären. Der eine ließ sich lieber in Stücken zerhauen, ehe

er das geringste gestand. Man versprach einem andern die Freyheit, er beharrte aber beym Stillschweigen. Als er indeß sahe, daß man drohete ihn so zu behandeln, wie seinen Kameraden, versprach er die Flibûstiers an den Ort zu führen, wo sich sein Herr befände. Er thats auch würklich, und man fand bey dem Herrn dreyßig tausend Thaler in Silber. Er ward nach der Stadt geführt. Man machte noch viele andre Gefangne, die man auf die Tortur legte, und die alle antworteten, sie wären arm, und die Reichen hätten sich nach Gibraltar hingezogen. Hieraus nahmen die Flibûstiers ab, daß sie in dieser Stadt so viel Widerstand finden würden, als Olonois drey Jahr daselbst gefunden.

Der Hauptmann Picard drang in Morgan, nach Gibraltar zu gehn, ehe die Spanier aus Merida hätten Hülfe kommen lassen. Morgan willigte darein; man ließ die Beute mit den Gefangnen einschiffen, und seegelte nach Gibraltar.

Die Flibûstiers waren so überzeugt, daselbst tapfern Widerstand zu finden, daß jeder von ihnen sein Testament machte. In weniger als zwey Tagen kamen sie zu Gibraltar an, und Morgan schickte einen der Gefangnen hin zum Gouverneur,

und

und ließ ihm sagen: wenn er den Platz nicht übergäbe, so würde er kein Quartier bekommen. Picard, der, wie bereits gesagt, sich bey der Expedition des Olonois befunden, ließ die Flibüstiers eine viertel Meile von der Stadt ans Land treten, und sie durch die Wälder marschiren, um die Spanier von hinterwärts anzugreifen, falls sie sich so wie damals gegen den Olonois verschanzt hätten. Da die Spanier ihr grobes Geschütz unaufhörlich spielen liesen, glaubten die Flibüstiers, sie befänden sich in wehrhaften Stande; allein wie sie angekommen waren, fanden sie den Einmarsch so leicht, wie zu Marecaye. Morgan schickte sogleich einige Streifchore aus, um Gefangne zu machen. Picard stellte sich an die Spitze des einen.

Diejenigen, die in der Stadt geblieben waren, fanden beym Durchsuchen einen ziemlich wohlgekleideten Mann, den sie dieserhalb für bemittelt, oder von vornehmer Geburt glaubten. Man frug ihn, wo die Einwohner von Gibraltar sich hinbegeben hätten. Er antwortete: Sie wären schon seit einem Tage fort, er habe sie aber nicht gefragt, wo sie hin wollten; übrigens lege ihm daran herzlich wenig. Man erkundigte sich bey ihm, ob er nicht wüste, wo die Zuckermühlen wären. Er

sagte, er hätte deren mehr denn hundert in seinem Leben gesehn. Man frug ihn ferner, ob er wisse, wo die Kirchengelder lägen. In der Sakristey der Haüptkirche, gab er zur Antwort; er führte sie dorthin, und zeigte ihnen einen großen Kasten, worinn er sie, wie er sagte, gesehn hatte. Man öfnete ihn, fand aber nichts darinn. Hierauf sagte er, er wisse nicht, wo man sie jetzt müsse hingelegt haben.

Aus den Antworten, und aus dem ganzen Betragen des Mannes merkten die Flibüstiers, daß er verrückt, oder gar toll seyn müsse. Einige von ihnen glaubten indeß, daß er sich nur so betrüge, um ihnen zu entwischen. Man legte ihn auf die Folter, um klärere Antworten von ihm herauszupressen; hieng ihn auf, und band an seinen Füssen Steine, die mehr als zweyhundert Pfund wogen. Nunmehr sagte er: er seye der Bruder des Gouverneurs von Marecaiye, der ihm mehr denn hunderttausend Thaler mitgenommen hätte; wenn man ihn nicht weiter marterte, wollte er eine Handschrift ausstellen, um selbige von diesem Manne einzufordern. Er setzte hinzu, er wolle die Flibüstiers nach einer ihm behörigen Zuckermühle hinführen. Sie nahmen ihn herunter, und die Steine ab, banden ihn aber die Arme, und ließen ihn mit marschie-

schieren. Als er einen Flintenschuß von der Stadt ab war, wendete er sich zu seinen Führern, und sagte zu ihnen: Was verlangen sie von mir, meine Herren? Ich bin ein armer Mensch, der blos von demjenigen lebt, was man ihm zufließen läßt, und der des Nachts im Hospitale schläft. Dieß betragen machte sie so aufgebracht, daß sie ihm die Kleider auf dem Leibe verbrennen wollten; sie hatten bereits Palmistenblätter angezündet, allein einige mitleidige Seelen unter dem Haufen bestanden darauf, daß man ihn muste gehn lassen.

Den folgenden Tag kam Hauptmann Picard mit einem Bauer und zwey von seinen Töchtern zurück. Man marterte den Alten, der sogleich sagte, er wolle sie nach bewohnten Gegenden führen, sie würden aber daselbst niemand antreffen, und er wüste nicht, wo die Eigenthümer hingegangen wären. Morgan machte sich fertig selbst mit einem Streifchor von drey hundert Mann auszumarschieren, und versprach mit Beute zurückzukehren. Er nahm diesen Bauer zum Führer. Dieser Mann war so erschrocken, daß er oft nicht wuste, wo er hingieng. Da Morgan glaubte, er thäte dieß mit Fleiß, so ließ er ihm Stockprügel geben. Er war noch nicht weit gekommen, so fand er viele Sklaven, die er

zu Wegweisern nahm, und den unglückli-chen Bauer ließ er hängen. Einer von diesen Sklaven, den die Spanier gemis-handelt hatten, beschloß, diese Gelegen-heit sich rächen zu können, zu nützen. Er sagte zu ihm: Wenn er ihm die Freyheit schenken wollte, wolle er ihm an einen Ort führen, wo sich viele Familien mit ihren Reichthümern befänden. Er hielt Wort. Noch an eben dem Tage half er ihm mehr denn zwölf Familien mit ihrem Vermö-gen auffinden. Morgan nahm alles, was nur da war, und machte einige Ge-fangne. Einer unter ihnen sagte: in ei-nem großen Flusse sechs Meilen von Gi-braltar, befände sich ein Schiff von hun-dert Tonnen und drey Barken, die mit Gut und Geld beladen wären, und den Einwohnern von Marecaye zuständen. Alsbald sandte Morgan ein Detaschement von hundert Köpfen aus, mit dem Befehl, alles Geplünderte nach dem Ufer des Mee-res hinzuschaffen, wo sich die Schiffe be-fänden, die er wegzunehmen Willens war. Während der Zeit fuhr er fort die Wal-dungen zu durchstöbern, und Spanier auf-zufinden. Er kam in eine schön bewohn-te Gegend, und fand in einem benachbar-ten Gebüsch Männer versteckt, unter denen sich ein sehr betagter Portugiese befand, und ein Mann, der höchstens funfzig Jahr alt war. Ein Sklave versicherte, dieser

Greis

Greis sey steinreich; auf diese blose Aussage wurde der Unglückliche gepeinigt. Vor Schmerz brach er mit dem Geständnisse hervor: er habe hundert Thaler gehabt, allein ein junger Mensch, der bey ihm gewohnt, sey damit durchgegangen. Die Flibüstiers, die sich durch nichts als ihren Gutgeiz leiten ließen, marterten ihn aufs allergrausamste; gaben ihm sogar die Wippe. (*)

An dieser grausamen Marter begnügte sich der barbarische Morgan noch nicht. Er ließ ihn bey den Händen und bey den Füßen an den vier Ecken eines Hauses befestigen, man legte ihm einen mehr denn fünfhundert Pfund wiegenden Stein auf die Lenden und vier Leute rüttelten die Stricke, womit er gebunden war, dermaßen, daß alle seine Nerven ihm wehe thaten. Er gestand nichts, weil er nichts zu gestehn hatte. Diese Bösewichter ließen

(*) Diese Art der Tortur besteht darinn, daß man den armen Sünder die Hände auf den Rücken bindet, ihn mit einem Stricke, der um den geschlungen ist, womit seine Hände gebunden sind, und das an einem auf einem Baum gelegten Winde-Block hängt, in die Höhe zieht; dies Heraufschnellen verursacht ihm die grausamsten Quaalen.

A. d. V.

sen es dabey noch nich bewenden; sie zündeten Feuer unter ihm an, und ließen ihn in diesen Qualen liegen, um seinem Kameraden ähnliche zu zubereiten. Sie machten den Anfang damit, daß sie ihm die Wippe gaben, hiengen ihn an seinen Geschlechtstheilen auf, warfen ihn hernach in einen Graben, durchbohrten ihn mit vielen Stichen, und hörten nicht eher auf, als bis sie glaubten, daß er todt sey. Man versichert, er soll durch gute Verpflegung von diesen Wunden seyn wiederhergestellt worden.

Als diese Bösewichter glaubten, daß dieser Unglückliche seinen Schmerzen unterlegen sey, kehrten sie zu dem alten Portugiesen zurück, setzten ihn auf ein Pferd, führten ihn nach Gibraltar, banden ihn in der Hauptkirche, die ihnen zum Gefängnisse diente, an einem Pfeiler und gaben ihm gerade nur soviel zu essen und zu trinken, als zur Fristung seines Lebens nöthig war. Nach achttägigen Leiden gestand er, daß er tausend Thaler in der Erde vergraben habe, und versprach, sie herauszugeben, wenn man ihm die Freyheit schenken wollte.

Ein andrer Sklave, der sich an seinem Herrn, von dem er gemishandelt worden, rächen wollte, versicherte, er habe Geld.

Die

Die Flibüstiers fiengen diesen Mann an zu torquiren; allein die übrigen Spanischen Gefangnen betheuerten, er wäre nicht reich, und setzten hinzu, der Sklave müsse dieß vermuthlich aus Rachgier gesagt haben. Morgan ließ den Herrn losbinden, und sagte zu ihm: er solle seinem Sklaven eine Strafe diktiren, welche ihm gut dünkte. Der Spanier überlies die Wahl dieser Strafe der Entscheidung Morgans, der den Eingebungen seiner gewöhnlichen Grausamkeit folgend, ihn in Stücken zerhauen ließ.

Nachdem dieser Flibüstier vierzehn Tage hindurch die Wälder durchstreift hatte, kehrte er mit vielen Reichthümern und einer großen Anzahl Gefangnen nach Gibraltar zurück, welche letztere hier ihre Ranzion bezahlen musten. Die Flibüstiers raubten nur den Weibern, die sie nach ihrem Geschmack fanden, die Ehre.

Diejenigen, die Morgan, wie oben gemeldet worden, nach dem Flusse hingesandt hatte, brachten das Schiff und die mit Spanischen Reichthümern beladene Barken auf. Morgan verweilte sich in diesen Gegenden länger denn fünf Wochen, und plünderte und verwüstete mehr denn funfzehn Meilen in der Runde; und, was dabey zu verwundern, verlohr keinen einzigen

einzigen Mann. Die Spanier waren so erschrocken, daß sie an gar keine Gegenwehr dachten. Wären Leute von Kopf unter ihnen gewesen, so hätten sie leicht alle den Flibüstiers den Garaus machen können. Sie hätten die verschiednen Partheyen angreifen, sie in den Defileen, wo sie durch musten, und die so enge waren, daß zwanzig verschanzte Mann an zweyhundert aufreiben konnten, erwarten können.

Morgan ließ viele von den Gefangnen auf die Folter bringen. Einer von ihnen gestand, er wisse, wo der Gouverneur sey, der viele Leute und eine große Summe Geldes mitgenommen habe. Morgan schickte eine Parthie von zweyhundert Mann nach dem Ort, den der Gefangne bezeichnet hatte; alleine binnen acht Tagen kamen sie wieder zurück, ohne das geringste gefunden zu haben. Das nunmehr einfallende Regenwetter verursachte ihnen viele Beschwerlichkeiten und Strapazen; die Flüsse traten über; das Land war so sumpficht, daß sie nicht wusten, wo sie hin sollten, und ihre Waffen im Stich lassen musten.

Als Morgan Mangel an Lebensmitteln verspürte, entschloß er sich nach Marecaye zurück zu kehren. Vor seinem Abmarsch ließ er die Gefangnen versamm-

len,

len, und verlangte von ihnen Kontribution, mit der Versichrung: in dem Entstehungsfall die Stadt anzuzünden. Sie baten sich dazu acht Tage Zeit aus, und Morgan sagte ihnen, sie möchten sie nach Marecaye bringen, wohin er sich begeben wollte. Er nahm die vornehmsten als Geisel mit, ließ alle seine Beute einschiffen, und begab sich nach Marecaye.

Unterwegs erfuhr er, daß drey Fregatten des Königs von Spanien in der Mündung des Sees angelangt wären; ihr Befehlshaber seye Don Alfonso de Campo d' Espinosa, Contreadmiral einer Flotte, die Se. Majestät auf die Beschwerden, daß die Flibüstiers nicht aufhörten, seine Spanischen Besitzthümer zu verwüsten, ausgesandt habe. Auch berichtete man ihm, der Contre-Admiral habe sich der Schanze bemächtigt, die den Schlagbaum vertheidige, Kanonen auf selbige bringen lassen, und seye Willens, sie alle auszurotten.

Morgan, der Meynung, man mache das Uebel grösser, als es sey, sandte ein kleines Schiff zum Recognosciren aus. Es kam bald wieder zurück, und brachte die Nachricht: Es sey alles die helle Wahrheit, was man ihm berichtet; die drey Fregatten mit ihren Flaggen befänden sich

in

in den Strichen, die Kanonen lägen in den Stückpforten, und die große Flagge sey auf die Redute gepflanzt, worauf sich sowohl, als auf den Schiffen viele Leute zu befinden schienen.

Morgan war in Verlegenheit; er wuste, daß die Spanier, wenn sie sie gefangen bekämen, ihnen gar übel begegnen würden, weil ihnen die Grausamkeiten nicht unbekannt waren, die sie gegen ihre Landsleute verübt hatten. Man berathschlagte sich, und beschloß, die Kontribution von Marecaye noch immer zu fordern, mit dem Vorbehalten zu kapituliren, wenn man im Stande wäre den Schlagbaum zu passiren. Er sandte zwey Spanier mit dem Vermelden: er setze die Kontribution der Stadt auf zwanzigtausend Thaler, wo er sie nicht erhielte, würde er die Stadt anstecken; und setzte hinzu, wenn die vor dem Schlagbaum liegende Schiffe ihn daran verhindern wollten, so würde er alle Spanier, die er als Gefangne hätte, über die Klinge springen lassen.

Dieser Entschluß erschreckte die Gefangnen, die insgesammt angesehne Männer waren: sie schickten Abgeordnete an den Contre-Admiral, und ließen ihn ersuchen: Er möchte Morgans Flotte freyen

Durch-

Durchzug verstatten, weil sonst ihr Leben in großer Gefahr schweben würde. Nach zwey Tagen kamen die Abgeordneten zurück, und brachten den Morgan einen Brief zurück. Er war folgendes Inhalts:

„Da ich durch unsre Bundesgenossen „und durch unsre Nachbaren erfahren, daß „ungeachtet des zwischen dem König von „England und Sr. Katholischen Majestät „geschloßenen Friedens, Ihr euch nach dem „See Marecaye begeben, um die Unterthanen des letztern Monarchen zu plündern, und zu brandschatzen, so habe ich es „für Erfordernis meiner Pflicht gehalten, „herbeyzueilen, und euren Feindseeligkeiten ein Ziel zu setzen. Ich habe damit „den Anfang gemacht, daß ich mich einer am Eingange des Sees belegenen „Redute bemächtigt habe, die Männen „Euch haben einnehmen lassen. Meine „Absicht ist Euch für Eure Verwegenheit „zu bestrafen. Wollt Ihr indeß Gold, „Edelgesteine, Waaren und Gefangnen, „kurz alles, was Ihr weggenommen habt, „zurückgeben, so will ich Euch frey und „unbehindert in Eur Vaterland zurückkehren lassen. Nehmt Ihr aber mein Anerbieten nicht an, so werde ich Euch aufsuchen, und Euch insgesammt über die „Klinge springen lassen. Das ist mein

„letzter Entschluß. Bringt meine Gedult „nicht in Harnisch. Meine Soldaten „sind brav, und sehnen sich nach nichts „mehr, als nach dem Augenblick, wo sie „ihre Landesleute wegen der unge„rechten Grausamkeit rächen können, die „Ihr täglich gegen sie ausübet.

Gegeben im Schiff, Magdalene genannt, das den 24sten April 1669. an der Mündung des Sees Marecaye Anker geworfen.

Don Alonso d'Espinosa.

Don Alonso hatte dem Ueberbringer des Briefes an Morgan, Befehl gegeben, ihm zu sagen, die Kontribution der Stadt würde mit Kanonenkugeln bezahlt werden, und in kurzem würde er sie ihm selbst zu bezahlen kommen.

Sogleich versammelte Morgan alle Flibüstiers, und ließ ihnen den Brief des Contre-Admirals in Englischer und Französischer Sprache lesen; hernach befrug er sie um ihre Meynung. Sie antworteten insgesammt, man müsse sich vor diesen Spanischen Grossprechereyen nicht fürchten, und sie wären entschlossen sich bis auf das Aeuserste zu wehren, ehe sie das Genom-

Genommene herausgäben. Ein Englischer Flibüstier versicherte, er wolle selbst zweyter das gröste Schiff des Spanischen Geschwaders zu Grunde richten. Man glaubte; es führe acht und vierzig Stück Kanonen bey sich, und das gröste von den Flibüstiers, hatte nicht mehr, wie vierzehn. Indeß wolte Morgan einen Versuch machen, ob sich mit den Spaniern in Güte auseinander kommen ließe. Zu dem Ende schickte er einen Gefangnen zum Alonso, der ihnen folgende Vorschläge thun mußte.

Erstlich. Er willigte darein Marecaye zu verlassen, ohn es im Geringsten zu beschädigen, und ohne Kontribution zu fordern; auch wolle er die Hälfte der Gefangnen ohne Lösegeld zurückgeben.

Zweytens. Er wolle auch auf die Kontributionsgelder von Gibraltar Verzicht thun, und die Geißel von dieser Stadt zurücksenden, wenn man ihm freyen und ungehinderten Durchzug verstattete.

Don Alonso wollte die Vergleichsartikel nicht einmal vorlesen hören. Als Morgan seine Hartnäckigkeit erfuhr, beschloß er sich zu vertheidigen, und nicht eher umzukommen, als bis er sein Leben den Spaniern recht theuer verkauft habe.

Der Engländer, der das gröste Spanische Schiff zu zernichten sich anheischig gemacht, hielt Wort. Er fieng an aus einem Schiffe der Flibûstiers einen Brånder zu machen. Zu dem Ende belud man es mit Baumlaub, das in Theer getunkt war. Alle Flibûstiers arbeiteten hieran gleichsam um die Wette, und in weniger denn acht Tagen war der Brander fertig. Um dieß Schiff zu verkleiden und die Spanier zu hintergehen, hatte man Stückpforten angebracht und in selbige ausgehölte Stücken Holzes gelegt, die Kanonen zu seyn schienen; hatte Mützen auf Stöcke gezogen, um die Spanier auf den Wahn zu bringen, daß es voller Leute sey. Auf diesem Schiffe lies Morgan die Admiralflagge ausstecken. Alle übrige Schiffe waren zum Kampf zubereitet. Als alles fertig war, lies Morgan seine Schiffe aus Maracaibo nach der Mündung des Lagnon hinabseegeln, und warf einen Kanonenschuß von den Spanischen Schiffen Anker. Die letztern schienen gegen die Schiffe der Flibûstiers, die jetzt wie Fischerkähne aussahen, Schlösser zu seyn.

Das gröste von den Spanischen Schiffen lag mitten in dem sehr schmalen Kanale vor Anker. Der Brander der Flibûstiers war im Begriff neben ihm wegzufahren, ohne einen Schuß auf solches zu thun,

thun, weil es nemlich kein Geschütz führte. Die Spanier glaubten, es sey ein Schiff voller Leute und wolle entern; sie bedienten sich der Kanonen nicht. Der Brander legte an Bord. Als Don Alonso dieß gewahr wurde, schickte er Leute herein, die die Mastbäume kappen sollten. Sobald die darauf befindlichen Engländer sahen, daß es fest an jenem hieng, und voller Spanier war, steckten sie es an. In einem Nu waren beyde Schiffe im Feuer und Don Alonso hatte nur soviel Zeit sich in seine Schaluppe werfen zu können. Sobald das Schiff in Flammen stand, griffen die Flibüstiers ein anders an, und nöthigten es, sich zu ergeben. Das Dritte und Letzte schnitt hurtig seine Ankerseile ab, und wurde durch den Strom unter das Fort getrieben, wo es durch das Feuer, das es gefangen hatte, verbrannte.

Durch den auf dem Meere davon getragenen Sieg kühn gemacht, stiegen die Flibüstiers ans Land, des Vorhabens, das Fort wegzunehmen. Sie hatten aber keine Leitern nicht, und die Besatzung wehrte sich so tapfer, daß sie die Unmöglichkeit es zu erobern, einsahen. Die Flibüstiers verloren bey diesem Angriff mehr denn dreyßig Mann, ohne die Verwundeten zu rechnen Bey der Schiffat-

take hatten sie nicht einem Mann eingebüßt. Als sie sahen, daß man ihnen aufs hartnäckigste widerstand, und merkten, daß sie die Einnahme dieses Platzes zuviel Leute kosten würde, schiften sie sich wieder ein. Unterwegs retteten sie viele Spanier, die durch die Sprengung des großen Schiffs waren ins Wasser geworfen worden, und durch diese erfuhren sie, wie stark Don Alonsos Macht sey. Sie sagten ihnen: Selbiger habe beschloßen, alle Flibüstiers über die Klinge springen zu lassen; und seine Leute hätten ihm schwören müssen, keinem einzigen Pardon zu geben. Sie erzählten ferner, daß große Schiff habe acht und und dreyßig Stück Kanonen und dreyhundert Mann: das zweyte Saint-Louis genannt, wäre mit sechs und zwanzig Kanonen und zweyhundert Mann besetzt und das dritte la Marquese genannt, hätte vierzehn Kanonen und hundert und funzig Mann bey sich. In dem Fort, fuhren sie fort, befänden sich achtzig Mann und vierzehn Kanonen; der König habe eine zahlreiche Flotte nach Amerika geschickt, unter Kommando des Don Augustin de Gosto, der den Don Alonso Befehl gegeben hätte, längst der Küste zu kreuzen. Auch sagten sie noch aus, daß sich in dem großen Schiff sechs und dreyßig tausend Thaler befänden.

Mor-

Morgan begab sich nach Marecaye, und ließ den Langon durch ein kleines Schiff bewahren, und Don Alonsos Bewegungen beobachten. Er schickte Taucher ins Wasser, um das Geld von dem großen Schiffe zu bekommen. Man holte aus selbigen sowohl an Geschirren, als in Piastern zwey tausend Pfund vollwichtiges Silbers. Als er zu Marecaye angekommen war, ließ er in der ganzen Stadt bekannt machen, wofern nicht in acht Tagen die Kontributionsgelder herbeygeschaft würden, würde er die Stadt anstecken. Man leistete seinem Verlangen Gnüge, und er traf Anstalten zur Abfarth.

Als er nahe bey dem Fort war, wo sich Don Alonso verschanzt hatte, sandte er einen Spanier, und ließ um einen freyen Durchzug anhalten, mit dem Versprechen, alle Gefangne heraus zu geben, im Entstehungsfall aber, setzte er hinzu, laß ich sie alle über die Klinge springen. Don Alonso gab zur Antwort: er würde sie nicht durchlassen, und man könte mit den Gefangnen machen, was man wolte. Morgan, der die Flibüstiers nicht der Gefahr aussetzen wolte, aufgeopfert zu werden, ersann eine Kriegslist, um durchzukommen. Ehe er weiter seegelte, ließ er die Beute theilen. Das Geld belief sich

 auf

auf zwey tausend Piaster, überdies war noch eine ungeheure Anzahl Leinewand und seidne Zeuge. Don Alonso sahe von seinem Fort diese Theilung, und ward darüber voll bittern Unmuths.

Morgan, um das Fort ohne Verlust seiner Leute paßiren zu können, ließ grosse Anstalten vorkehren, als wenn er das Fort angreifen wolte. Eine beträchtliche Anzahl Leute musten in Kanote steigen, im Angesicht des Forts ans Land steigen, mit fliegenden Fahnen ins Gehölz marschiren, und wieder an Bord zurück gekrochen kommen. Don Alonso glaubte, die Flibüstier wollten das Fort einnehmen, dieserhalb ließ er alle seine Kanonen nach der Landseite hinbringen. Die Flibüstiers richteten ihre Schiffe so ein, daß sie in der Nacht das Fort paßiren konnten. Was sie auch thaten. Als Don Alonso sein Versehn erkannte, wolte er vor Verzweiflung umkommen.

Als Morgan seine Leute in Sicherheit sahe, ließ er die Gefangnen insgesamt in eine Barke setzen, und schickte sie, ohne ihnen das geringste Leid zuzufügen, dem Don Alonso zurück. Während der Zeit, daß die Flibüstiers ihren Lauf nach Jamaika nahmen, überfiel sie ein so fürchterliches Ungewitter, daß sie bey einem Haar alle

alle umgekommen wären; allein zum Unglück fürs menschliche Geschlecht entrannen diese Bösewichter der Gefahr.

Morgan wurde durch den glücklichen Ausschlag, den seine Unternehmungen bisher gehabt hatten, dreist gemacht. Er ließ alle Flibüstiers auf St. Domingo in Jamaika, und auf der Schildkröteninsel benachrichtigen, daß er eine Expedition unternehmen wolte, die sie insgesamt in den Stand setzen würde, den Rest ihres Lebens in Ruhe hinzubringen.

Sie fanden sich in so groser Anzahl ein, daß nicht Schiffe genug vorräthig waren, sie alle aufzunehmen. Er kaufte welche, und formirte eine Flotte von vier zwanzig Schiffen; seine Mannschaft bestand aus funfzehnhundert Mann. Versahe sie mit Mund- Kriegsvorrath, und beraumte allen diesen Schiffen das Vorgebürge Tibron, das an der westlichen Spitze der Insel St. Domingo liegt, zum Tummelplatz an. Als er daselbst angekommen war, fand er, daß sich seine Flotte beträchtlich vermehrt hatte; die Anzahl der Schiffe belief sich auf sieben und dreysig, und die Anzahl derer darauf befindlichen Köpfe war jener angemessen.

Nachdem er Schiffe und Soldaten die Musterung hatte paßiren lassen, that

er den Vorschlag auf Panama, einen ausserordentlich reichen Ort loszugehn. Jederman gab diesem Projekte Beyfall. Nachdem er alle Maasregeln genommen, die ihm erforderlich schienen, ging er den 16ten Decembr. 1670. unter Seegel und richtete seinen Lauf nach der St. Catharineninsel. Wie er daselbst angekommen, ließ er den dortigen Gouverneur zur Vestung auffordern. Dieser war feige genug, sie ihm ohne den geringsten Widerstand einzuräumen. Die andern festen Plätze der Insel ergaben sich sogleich, und **Morgan** sahe sich ohne Verlust eines einzigen Mannes Meister der Insel. Er ließ alle Einwohner in den Fort St. Therese bringen. Alsdann breiteten sich die Flibüstiers in den Häusern aus, und begannen sich aller daselbst befindlichen Vorräthe zu bemächtigen.

Den folgenden Tag setzte **Morgan** die Einwohner in Freyheit, erlaubte ihnen die Insel zu durchstreifen, und Lebensunterhalt zu suchen; da er aber Unordnung besorgte, ließ er die Weiber in die Kirche einsperren, und gab Befehl, vor ihre Verpflegung Sorge zu tragen.

Hierauf besuchte **Morgan** die Schanzen, deren Anzahl sich auf zehne belief; sie waren alle mit Kanonen besetzt, und gar

wohl

wohl mit Proviant versehen. Brave Kerl würden sie vertheidiget haben. Die Flibüstiers nahmen alles Pulver in ihre Schiffe, vernagelten die Kanonen, und verbrannten die Lavetten.

Da diese Insel der Ort war, wohin man die Missethäuter von Terra-Firma verbannte, so frug Morgan, ob sich einige derselben da befänden. Es erschienen ihrer drey, zwey Indische Sklaven und ein Mulatte. Er that ihnen den Vorschlag, sie sollten ihn nach Panama führen. Die beyden Indianer versicherten, sie wüsten den Weg dahin; da aber der Mulatte sagte, daß dies Lüge sey, brachte man sie auf die Folter. Einer von ihnen starb unter den Quaalen, der andre versprach, alles zu thun, was man von ihm haben wolte.

Morgan, entschlossen seine Unternehmung fortzusetzen, sandte vier Schiffe mit vier hundert seiner Leute bemannt, aus, des Forts Saint Laurent-de-Chayre zu bemächtigen, das auf dem Flusse gleiches Namens liegt, und das die Flibüstiers inne haben musten, wenn sie nach Panama wollten. Er blieb acht Tage auf dieser Insel, und nahm alle Kassaven, Ignames und Pataten mit, die er auf selbiger finden konte.

Er hatte das Kommando des Detaschements, das das Fort St. Laurent einnehmen solte, dem Hauptmann Partelet, einem sehr braven und erfahrnen Mann übergeben. Dies Fort liegt an der Mündung des Flusses Chayre, auf einem hohen Berge, der wol dreyßig Klaftern im Umfange hat, sehr steil ist, und auf den nur von der Landseite zu kommen ist, woselbst er einen sechs Klafter tiefen Graben hat. Man kan nicht anders, als durch eine Zugbrücke in das Fort herein. Es hat eine Brustwehr von Klafterhöhe, und Casmatten, welche den Zugang zum Graben und zu den Pallissaden vertheidigen. Oberwärts sind Batterien mit Kanonen, die alle Seiten bestreichen, ein Wachthaus, und eine in Stein gehauene Treppe, durch die man nach dem Bord des Wassers kommt, woselbst man zwey andre bedeckte, und dem Wasser gleich flankirte Batterien antrift. Am Borde des Meeres, am äusersten Theile des Berges, worauf das Fort liegt, befindet sich ein Thurm, fast so hoch, wie der Berg selbst, worauf acht Kanonen stehn, die den Fluß vertheidigen.

Von diesem Thurm kommt man durch eine verborgene Treppe in das Fort. Die Häuser, die sich in dem Fort befinden, sind nur von Pfahlwerk und Palmblättern be-

bedeckt. Die Pulvermagazine sind Gewölber, die man in den Berg gehauen hat. Das ist das Fort, das Morgan einnehmen wollte.

Als die Spanier die Schiffe der Flibüstiers gewahr wurden, gaben sie ihnen von oberwärts eine Lage mit ihren Kanonen; welches die Letztern nöthigte eine Viertelmeile von dem Fluß Chayre Anker zu werfen, und daselbst bis an den folgenden Tag zu verweilen, wo sie vierhundert Mann ans Land schickten, und den obgedachten Indianer zum Wegweiser nahmen. Er führte sie durch eine am wenigsten gefährliche Gegend. Sie wolten sich einer an dem Ort ihrer Landung befindlichen Schildwacht bemächtigen, allein diese entwischte ihnen und benachrichtigte die Spanier von der Landung der Flibüstiers, die nur erst um zwey Uhr Nachmittags bey dem Fort ankamen, ob sie gleich nicht mehr als eine halbe Meile bis dahin zurückzulegen hatten, sie würden es sogar nicht gefunden haben, wenn sie nicht das Kanoniren an Ort und Stelle geführt hätte.

Endlich langten sie auf einem Berg an, der höher lag, als das Fort; sie hätten es von selbigem beschießen und sich dessen bemeistern können, weil sie von diesem Berge

ge

ge alles entdecken konnten, was vorgieng, allein sie hatten keine Kanonen, und mit ihren Flinten reichten sie bis dahin nicht. Die Spanier thaten keinen Schuß auf sie, ob sie selbige gleich sahen, weil sie sie näher haben wollten, um sie mit dem Gewehr erreichen, und ihrer desto mehr erlegen zu können. Die Flibüstiers wollten sich den Pallisaden nähern, allein der Graben verhinderte sie daran. Alles was sie thun konnten, war, daß sie die Spanier tödteten, die die Kanonen luden; aber wenn sie geladen waren, wurden sie schrecklich zusammengedonnert.

Dieser Angriff dauerte bis zum Abend. Die Flibüstiers hatten bereits viel Leute verlohren, und waren auf den Rückzug bedacht. Da die Spanier die Unordnung sahen, worinn sie sich befanden, riefen sie ihnen zu: „Hunde von Englischen „Ketzern, ihr solt nicht nach Panama „kommen, wie Ihr hoft; und wenn eure „Kameraden herkommen werden, wird „man mit ihnen so umgehen, wie mit euch.„ Hieraus urtheilten die Flibüstiers, daß sie entdeckt wären. Die Spanier fuhren mit ihrem Kanonen und Musketen-Feuer fort. Die Indier, die sich mit ihnen im Fort befanden, ließen einen Pfeilregen auf die Flibüstiers regnen und tödteten deren mehr, als Spanier mit ihren Flinten.

Die Nacht rückte heran, und die Flibüstiers fragten sich wechselseitig, was für einen Entschluß sie zu ergreifen hätten. Den Kommendanten hatte eine Kanonenkugel beyde Beine weggenommen. Viele Franzosen hatten sich versammelt, um zu berathschlagen, was zu thun seye. Ein Pfeil von einen Indier abgeschossen, durchborte dem einen Ohr und Schulter. Er riß mit unglaublicher Standhaftigkeit den Pfeil aus seiner Wunde, und sagte zu den Umstehenden: *Wartet, meine Brüder, ich will alle die auf dem Fort befindlichen Spanier zu Grunde richten.* In eben dem Nu zog er eine Hand voll Kattun aus der Tasche, wickelt es um den Pfeil, steckt es an, und nachdem er dessen Spitze zerbrochen, stieß er ihn in den Lauf seiner Flinte, und schoß es auf eins der Häuser des Orts ab. Da die Dächer insgesamt nur mit Palmistenblättern bedeckt seyn, sahe man dies Haus bald in Rauch aufgehn. Wie die Flibüstiers dies gewahr wurden, rafften sie alle die Pfeile auf, die sie finden konnten, und ahmten den Franzosen nach. In kurzer Zeit standen die meisten Häuser des Forts in Flammen.

Dieser glückliche Erfolg befeuerte wiederum den Muth der Flibüstiers. Die eingefallne Nacht entzog sie den Schüssen der

der Spanier; die in Brand stehenden Häuser aber entdeckten ihnen, was im Fort vorgieng, und sie tödteten so viele Feinde, als sich deren sehen liessen. Das Feuer schlug ins Pulver; was ein entsetzliches Geprassel verursachte, und einen beträchtlichen Verlust für die Spanier. Die Flibûstiers wollten die Unordnung nützen, und sich des Forts bemächtigen. Einige von ihnen stiegen in den Graben, und zündeten die Pallissaden an. Da die Spanier dies gewahr wurden, warfen sie eine Menge Feuerpötte in den Graben, die eine grosse Anzahl Flibûstiers verbrannten.

Beym Herunterfallen der Pallissaden schoß viel Erdreich nach, so daß der Graben gröstentheils ausgefüllt wurde. Die Spanier durch ihren Kommendanten muthig gemacht, kamen an den Wallbruch, und kämpften mitten im Brande; allein die Flibûstiers, die im Feuern weit geschickter waren, als sie, erlegten ihrer viele. Die ersten verliessen den Wallbruch. Die Flibûstiers kletterten durch selbigen hinauf, und verfolgten die Spanier, die sich in das Wachthaus zurück gezogen hatten, woselbst eine Kanone war, und fuhren fort, sich zu vertheidigen. Man bot ihnen Pardon an, wenn sie sich ergeben wolten. Sie gaben keinem Vorschlag

schlage Gehör; der Kommendant wurde getödtet, indem er sich mit unglaublichen Muth und Unerschrockenheit vertheidigte. Auf diese Art wurden die Flibüstiers Meister des Forts. Sie fanden daselbst nur vierzehn Personen am Leben, und neun oder zehn Verwundete. Sie sagten, der Kommendant habe vor seinem Tode dem Präsidenten von Panama sagen lassen, er solle auf seiner Hut stehen. Sie erzählten ferner, ein Irrländer habe zu Karthagena gemeldet, daß man eine ansehnliche Flotte ausrüstete, um Panama zu plündern; daß sie in dem Fluß la Hache bloß Halte gemacht, um Lebensmittel zu bekommen.

Diese Nachricht war gegründet. Es hatte würklich ein Irrländer die Flibüstiers verlassen, und den Spaniern den Anschlag, so die erstern gegen sie gefaßt, kund gethan. Gleichwohl wuste er den Ort ihrer Bestimmung nicht. Diese Gefangnen sagten ferner aus, der Präsident habe sich an dem Flusse Chagre befestigt; habe daselbst viele Hinterhalte von Spaniern aufgestellt, falls das Fort ja sollte eingenommen werden; er selbst befände sich an der Spitze von zwey tausend Mann Infanterie, vier hundert Mann Kavallerie, sechs hundert Indiern, und zwey hundert Mulatten, die zwey tausend Stiere vor sich hertrieben; um durch die Fli-

büstiers zu brechen, und um selbige desto leichter in die Pfanne hauen zu können.

Die Flibüstiers waren bemühet, ihre Verwundeten an einen Ort zu bringen, wo sie ruhig wären, und wo die Feldscheer sie nach Bequemlichkeit verbinden konnten. Die Kapelle schien hierzu am tauglichsten zu seyn. Sie warfen die Leichname der getödteten Spanier über die Mauer, und begruben die Leichen von ihren Kameraden. Man trug den mitgefangnen Weibern die Verpflegung der Verwundeten auf.

Morgan musterte hierauf seine Leute, um zu sehen, wie viel er verloren, und fand, daß die Zahl der Todten sich auf hundert und zehen belief, und die Zahl der Verwundeten auf achtzig. Man stellte das Fort wieder her, stopfte den Wallbruch aus, um sich in Vertheidigungsstand zu setzen, falls die Spanier kommen sollten, um es wiederum einzunehmen. Hierauf ließ man die Schiffe in den Fluß einlaufen.

Morgan ließ auf dem Fort so viel Mannschaft, als zu dessen Bewachung nöthig war, und gieng unter Seegel. Während seines Marsches, der länger als acht Tage währte, fand er bey nahe gar keine

Lebens-

Lebensmittel, und er sowol als seine Leute musten gar schrecklich vom Hunger ausstehen, weil sie nicht so vorsichtig gewesen waren, sich mit Lebensmitteln zu versehen, und weil die Spanier alle diejenigen, die sie hatten finden können, mitgenommen oder verbrannt hatten. Indem sie einen mit Gebüsch bedeckten Ort paßirten, so traf sie ein Pfeilregen, der zehn Mann tödtete, und eben so viel verwundete. Sie wollten sich dagegen vertheidigen, konnten aber ihre Angreifer nirgends gewahr werden. Gleichwohl aber feuerten sie los, obgleich ohne zu wissen wohin. Dem ungeachtet waren sie so glücklich, das Oberhaupt der Indier zu erlegen, die sich in diesem Hinterhalte einzig und allein befanden.

Die Flibüstiers eilten aus diesem Orte, der ein würkliches Defilee war, weg, um hinaus in die Pläne zu kommen. Eine halbe Meile von dem Orte, wo sie jetzt waren, erblickten sie Indier auf einem Berge. Morgan schickte funfzig Mann ab, sie von rückwärts anzugreifen, und einen von ihnen wegzufangen, damit er erfahren könte, was die Spanier machten. Sie konnten sein Projekt nicht ausführen, weil den Indiern alle Schleifwege bekannt waren, und weil sie alle ihre Bewegungen sehen konnten.

Ein schreckliches Ungewitter überfiel die Abentheurer, und nöthigte sie Hütten aufzuschlagen, um Wetterschirm zu haben; sie stellten Vorposten aus, um jeglichen Ueberfall von Seiten der Indier und Spanier zu vermeiden. So brachten sie die Nacht zu, und den folgenden Tag marschirten sie weiter. Sie kamen auf eine Wiese, wo sie viel Stiere fanden, tödteten deren viele, um den sie lange Zeit nagenden Hunger zu stillen. Einige aßen das Fleisch roh, andre nahmen sich kaum die Mühe, es ans Feuer zu halten.

Da Morgan besorgte, die Gier, womit sie aßen, möchte ihnen, da sie so lange nichts genossen hatten, schädlich seyn, und er auf die Art um einen grossen Theil seiner Leute kommen, so befahl er ihnen aufzubrechen und weiter zu marschiren. Endlich kamen sie auf eine kleine Anhöhe, von wo sie die Thürme von Panama erblickten. Sie stiessen insgesamt ein Freudengeschrey aus; zweyhundert Spanier, die nur einen Flintenschuß entfernt waren, antworteten ihnen. Die Flibüstiers gaben eine allgemeine Salve, tödteten aber niemanden, weil die Spanier in Eil davon liefen, indem sie aus Leibeskräften schryen: Morgen, Hunde von Engländer! morgen sprechen wir uns auf der Pläne! Als die Flibüstiers die Nacht anbrechen

chen sahen, verschanzten sie sich auf einer Anhöhe, und hielten sich in Fall eines Angrifs in wehrhaften Stande. Den folgenden Tag sahen sie die Spanier in schönster Schlachtordnung gegen sie anmarschirt kommen. Morgan schickte zweyhundert Mann von denen, die man Enfans perdus nennt, ihnen entgegen, um die Reuterey zurück zu treiben, die seine Leute umzingeln wollten. Diese gaben eine tüchtige Salve auf sie. In der Zeit, daß die eine Helfte schoß, lud die andre, und jeder Schuß traf entweder Mann oder Pferd Auf diese Art wurde fast die ganze Reuterey nieder geworfen; es blieben nicht mehr übrig als funfzig Mann, die die Flucht nahmen. Das Fußvolk wolte anrücken, allein das Gemetzel, das die Flibüstiers unter der Kavallerie angerichtet, setzte es in Schreck; es warf seine Waffen weg, um schneller fliehen zu können. Als die Flibüstiers sahen, daß die Spanier nicht dran dachten, sich wieder in Ordnung zu stellen, setzten sie ihnen unaufhörlich nach, und tödteten ihrer eine beträchtliche Anzahl. Man machte viele Gefangne, worunter sich viele Barfüsser befanden, die Morgan zu tödten grausam genug war. Man führte ihm einen schwer verwundeten Rittmeister herbey. Morgan frug ihn, in was für einem Zustande sich die Stadt befände. Der Ritt-

meister gab ihm zur Antwort: es sey alles aus der Stadt gezogen, um zu streiten; die Armee belief sich auf zwey tausend Mann Infanterie, vierhundert Mann Kavallerie und sechshundert Indiern; seit vierzehn Tagen kampirten sie auf der Wiese; die Reichthümer und die Weiber habe er nach den Inseln von Taroga geschickt, man habe zu Panama nur hundert Mann gelassen, und zwanzig Kanonen, die nach allen Zugängen und nach den Hauptstrassen gerichtet wären, falls man genöthigt wäre, sich in selbige zu werfen. Er fügte hinzu; er wäre überzeugt, daß der Präsident, als er das Treffen so unglücklich für sich habe ausfallen sehen, sich in Panama herein zu werfen für nöthig gehalten habe, daß er vorher aber den Rest seiner Leute würde an sich gezogen haben. Er sagte, man hätte die Orte, wo die Kanonen stünden, mit mannhohen Mehlsäcken verdeckt, und rieth dem Morgan, nicht den Weg auf Crux zu nehmen, weil daselbst eine Redute mit acht Kanonen befindlich seye, die ihm vielen Schaden verursachen würden.

Morgan versammelte auf diese Nachricht seine Leute, und sagte: man müste die Stadt schleunig angreifen, denn wenn man den Spaniern Zeit liesse, die zu ihrer Vertheidigung nöthigen Anstalten

zu

zu treffen; so würde man die Stadt nicht mehr einnehmen können. Hierauf musterte er seine Soldaten, und fand, daß nur zwey Mann todt, und zwey verwundet waren. Was zum Erstaunen ist, die Spanier hatten mehr denn sechs hundert Mann verloren. Dies Faktum scheint unglaublich, allein derjenige, der es erzählt, und der bey den Flibüstiers Wundarzt gewesen, sagt, er sey davon Augenzeuge gewesen.

Die Flibüstiers rückten gegen die Stadt an, und Morgan vermahnte sie, einander nicht zu verlassen, und mit eben dem Muthe zu streiten, wie bisher; er gestand ihnen so gar, daß es jetzt noch mörderischer zugehen würde, denn zuvor. Sie nöthigten den Spanischen Rittmeister, ihnen den Weg zu zeigen, der sie über Porto-Bello führte, wo sie glücklich durchkamen. Sie marschirten in Panama ein ohne allen Widerstand, und verbreiteten sich von allen Seiten, ohne auf die Nachricht zu achten, daß sich die Kanonen auf dem grosen Platz befanden. Die ersten, die ihre Würkungen empfanden, waren zwanzig Flibüstiers, die von ihrem Ungestüm hingerissen, einige Spanier verfolgten, die sie fliehen sahen. Man feuerte die Kanonen ab, die einen Theil tödteten und den andern verwundeten, doch weitern Schaden konnten sie nicht anrichten;

die Flibüstiers warfen sich alsbald über die Kanoniers her, und liessen sie alle über die Klinge springen; hierauf durchstreiften sie die Stadt, und erwürgten alles, was ihnen aufstieß.

Morgan ließ seine Leute versammeln, und verbot ihnen Wein zu trinken, indem er ihnen versicherte, es wäre viel vergifteter darunter, wie verschiedne gefangne Spanier ihm gemeldet hätten. Er suchte hierdurch seine Leute vom Betrinken abzuhalten; ohne diese Furcht, die er ihnen so geschickt einzuflößen wuste, hätten sie es unfehlbar gethan.

Nachdem Morgan seine Befehle gestellt, und seine Leute in die verschiednen Viertel der Stadt vertheilt hatte, ließ er eine Barke, die man mit Waaren beladen noch im Hafen vorgefunden hatte, ausrüsten, und erwartete die Fluth um auszulaufen. Er bemannte selbige mit fünf und zwanzig wohlbewafneten Leuten und einem Spanischen Wegweiser. Das Kommando darüber trug er einem Englischen Hauptmann auf, und blieb zu Panama.

Er ließ die Häuser durchsuchen, wo man eine ungeheure Anzahl Waaren fand, die die Spanier nicht hatten mitnehmen können. In den Magazinen war viel

Mehl

Mehl und eiserne Werkzeuge, die für Peru bestimmt waren, woselbst dies Metall sehr theuer ist; Aexte, Karsten, Amboße, Pflugscharen, und zumal all die Instrumente, deren man sich in Bergwerken bedient. Ueberdieß fand man daselbst eine Menge Wein, Oel und Gewürze von allerhand Art.

Da Morgan von Seiten der Spanier einen Ueberfall besorgte, ließ er insgeheim Feuer in der Stadt anlegen, und als es auskam, schob er es auf die Spanier. Eine Menge Sklaven und Vieh kam bey diesem Brande um. Diese berühmte Stadt ward gänzlich verzehrt, bis auf das abgelegne Haus des Präsidenten.

Aus Furcht vor Ueberfall schliefen die Flibüstiers unter freyem Himmel, und Morgan formirte ein Chor, indem er aus jeder Kompanie sechs Mann nahm. Er schickte sie nach Chagre, um denen, die er dort gelassen, seinen Sieg kund zu thun, und sie zu fragen, ob sie etwas brauchten. Er ließ die Stücke rings um eine Kirche pflanzen, die das Feuer verschont hatte, und verschanzte sich daselbst. Man brachte die Verwundeten und die Gefangnen hier gleichfalls, die man aber von einander absonderte.

Die Barke, die Morgan recognosciren ausgeschickt, kam mit Beute und Gefangnen zurück, es war ihr aber ein sehr schöner Fang entgangen. Den Tag, da sie ausgelaufen, kam sie auf eine von jenen kleinen Inseln an, die vor Panama liegen, nahm die Schaluppe der Königlich Spanischen Schiffe mit, die mit vierhundert Tonnen befrachtet war. In dieser Schaluppe befanden sich sieben Spanier, die den Flibüstiers sagten, auf dem Schiffe befände sich das Geld des Königs von Spanien, das Geld der Panama'schen Kirchen, die Geistlichen, die Nonnen und die Weiber von den reichsten Kaufleuten aus der Stadt; Kurz, der Ballast dieses Schiffs bestünde aus lauter Gold und Edelgesteinen. Ferner berichteten ihnen diese Spanier, dieß Schiff sey nicht in wehrhaften Stande, weil es wenig Kanonen und Mannschaft habe.

Der Anführer dieser Flibüstiers, Hauptmann Charr glaubte, man würde dieß Schiff leicht wegnehmen können. Da es spät war, so war er nicht eilfertig und bildete sich ein, es habe Zeit bis zum folgenden Morgen. Seine Leute und er verzechten und verkurzweilten die Nacht mit den Spanierinnen, welche sie auf den kleinen Inseln weggenommen hatten. Den folgenden Tag war er darauf bedacht sei-

seinen Raub zu verfolgen; allein die auf dem Schiffe, als sie die Schaluppe nicht wiederkommen sahen, stellten sich sogleich vor, daß sie sey gekapert worden, lichteten den Anker und nahmen die Flucht. Die Flibüstiers zweifelten nicht, daß sich das Schiff Verstärkung holen würde, und fühlten, daß sie nicht Leute genug hatten, es alsdenn wegzunehmen. Sie begaben sich nach Panama, um ihre Mannschaft zu verstärken. Morgan schickte sie in grosen Barken zurück.

Die verschiednen Partheyen, die Morgan aufs Kundschaften ausgeschickt, kamen, die Maulesel mit Waaren und Geld beladen, zurück. Die Parthey, die nach Chagre gegangen war, berichtete, daß sich alles daselbst in guter Verfassung befände; daß der dort gelassene Kommendant zwey kleine Schiffe vor dem Flusse kreuzen ließe, daß diese Barken ein mit Lebensmitteln und Schmaragden beladenes Schiff weggenommen. Die Barken, die nach dem mit Gelde beladenen Schiffe ausgesandt waren, konnten es nicht erreichen, so schnell sie auch waren; allein sie brachten Barken auf, die mit Gefangnen und Geld beladen waren, sammt einem mit Biskuit und Zucker befrachteten Schiffe, auf dem sich noch zwanzigtausend Piaster in gemünzten Gelde befanden.

Die-

Diejenigen, die auf dem Schiffe waren, erstaunten höchlich, Engländer in dieser Gegend zu finden; seit dem berühmten Drak, der durch den Darienschen Golfo hier eingelaufen war, hatte man deren nie hier gesehn.

Morgan hielt die bey ihm gebliebenen Soldaten in beständiger Thätigkeit; er sandte täglich ein Detaschement von zweyhundert Leuten auf Entdeckungen aus, und sobald selbiges zurückkam, muste ein anders wieder abgehn. Diejenigen, die da blieben, wühlten in den Trümmern der Häuser, und fanden daselbst viel Gold und Silber, das die Spanier versteckt hatten, zumahl in den Brunnen. Die andern brannten alle die Stoffe, worinn Gold war aus, damit die Schiffe weniger belastet seyn möchten. Morgan, ungedultig über das wenige Glück, das diese Partheyen hatten, stellte sich an die Spitze eines Chors von dreyhundert und funfzig Mann; und wenn er Spanier fand, ließ er sie aufs grausamste foltern. Acht Tage lang übte er seine Grausamkeiten aus, und kehrte mit Beute beladen nach Panama zurück. Die Barken waren von ihren Streifereyen zurückgekommen: sie brachten viele Reichthümer und Gefangne beyderley Geschlechts mit. Unter den Weibern fand sich eine, die die Blicke alle der

Böse

Bösewichter auf sich zog, unter welche ihr Unglück sie warf. Es war die Frau eines Kaufmanns, den seine Angelegenheiten nach Peru zu gehn genöthigt hatten. Er hatte sie in Panama, in den Händen seiner Anverwandten gelassen, die sie mit sich genommen hatten, als die Flibûstiers auf der Küste erschienen.

Damals hatte sie nur einen ganz nachläßigen Anzug an, doch schmückte sie jeder Reitz der Natur. Die Blühte der Jugend glänzte auf ihrem Gesicht, jeder ihrer Züge war das reitzendste Ebenmaas, das siegende Feuer ihrer Augen zerschmolz in sanftes Schmachten der Liebe, und zauberte jeden hin, der sie anzublicken wagte. Sie hatte ein schönes Weiß auf weiblicher Gestalt gestralt; ihre schwarzen Locken flatterten leicht von den Schultern herab; ihr Hals war so schön gebaut, daß es schien, die Natur hätte sich selbst übertreffen wollen; der Spanische Stolz, der die Schönheit sonst verdunkelt, schien der ihrigen völlig zu entsprechen, um jedermann mit Ehrfurcht anzufüllen. Der Verfasser der Nachrichten, woraus wir geschöpft, versichert: er habe nie ein so schönes Weib gesehn. Sie rührte sogar den Morgan, ja sogar alle Flibûstiers. Ein jeder würde ihm das Glück von ihr geliebt zu werden, streitig gemacht haben,

hätte er nicht zuviel über sie vermocht, hätten sie nicht zuviel Ehrfurcht vor ihm gehabt. Seine Leidenschaft verrieth sich durch seine Kleidung, die weit gewählter, netter und durch seine Laune, die weit munterer, aufgeweckter war. Er ließ diese schöne Gesangne von den andern absondern, und befahl, man solle es ihr an nichts fehlen lassen. Gab ihr Sklaven zur Aufwartung, und ließ ihr die Freyheit mit ihrem Freundinnen umzugehen. Viele mit ihr gefangne Weiber, die über die gute Begegnung erstaunten, die man ihnen wiederfahren ließ, schryen: **Die Seeräuber sind Menschen wie die Spanier.** Ihr Erstaunen kam daher, weil ihre Männer sie überredet hatten: die Seeräuber wären gräßliche Ungeheur, und um sie davon zu überführen, brachten sie ihnen die Köpfe einiger Ungeheur mit. Die Weiber glaubten dies Mährgen so fest, daß sie bey Betrachtung der Flibustiers sich nicht vorstellen konnten, daß das die Menschen wären, von denen ihnen ihre Männer gesagt.

Morgan stattete fleisige Besuche bey der jungen Spanierin ab, die ihn mit Sanftmuth aufnahm, ja sogar Freundschaft gegen ihn äusserte; sie schrieb sein Zuvorkommen lediglich seinem sanften und guten Karakter zu. Sie ward aber bald

aus

aus dem Irrthum gerissen; eine ihr aufwartende Sklavin entdeckte ihr Morgans Gesinnungen; Sie fühlte, wie sehr ihre Ehre bey gegenwärtiger Lage in Gefahr schwebte, und verlohr gleichwohl ihren Muth nicht. Sie beschloß, ihm beym ersten Besuch, den er machen würde, ihre Gesinnungen zu entdecken. Und dieß waren ihre Worte:

„Man hat mir zu verstehn gegeben „und ich glaube es euch bereits gesagt zu „haben, die Männer eures Standes be„säßen keine Menschlichkeit nicht, und „überließen sich allen Lastern. Euer bis„heriges Betragen gegen mich beweißt „mir das Gegentheil; und wenn ihr in sel„bigen fortfahrt, so werdet ihr mich nö„thigen, jenem verleumdrischen Gerücht „keinen Glauben beyzumessen, und denen „zu widersprechen, die es ausbreiten.„

Morgan mit ihren Reitzen ganz beschäftigt, kümmerte sich um ihre Reden wenig. Er erlaubte sich sogar einiges Händespiel, das seine Leidenschaft verrieth, sie stieß ihn aber mit so vieler Standhaftigkeit von sich, bezeugte sich so sittsam gegen ihn, daß sie seiner viehischen Brunst Einhalt that. Er begab sich fort, es wurmte ihm aber so sehr, daß er sich zu rächen beschloß. Er lies ihr das brennendste

Her-

Herzeleid anthun, und tadelte, um sich bey ihr beliebt zu machen, diejenigen, die es ihr verursacht hatten. Er ließ ihr die nemlichen Anträge machen; sie verwarf sie. Wen überfällt nicht ein Schauer, wenn er ein tugendhaftes Weib solcher Gefahr Preiß gegeben sieht.

Eines Tages, als er bey ihr war, verließen sie ihre Aufwärterinnen, eine nach der andern unter verschiedlichen Vorwande. Er nahm sie in seine Arme und war im Begriff, ihr Gewalt anzuthun. Sie entschlüpfte ihm, und flohe. Da sie sahe, daß er ihr nach wollte, rief sie: Halt ein, Unglücklicher! stell dir nicht vor, daß du mir meine Ehre eben so leicht rauben wirst, als du mir Güter und Freyheit geraubt hast. Wisse, daß ich den Tod nicht fürchte, und daß ich gegen dich und mich den äussersten Schritt zu wagen vermögend bin. Mit diesen Worten zuckte sie einen Dolch, und holte aus, um ihm selbigen in den Busen zu senken. Was auch geschehn wäre, wenn er den Stoß nicht vermieden hätte. Diese That bewieß dem Morgan, daß alle seine Versuche vergebens seyn würden. Er verließ sie mit grimmigen Herzen, entschlossen, sie nie wieder zu sehn. Ein jeder andrer, als er, würde sie bewundert und hochgehalten haben

beit; wie kann man aber das von einem Bösewicht hoffen?

Er änderte sein Betragen gegen sie, nahm ihr die Weiber, die ihr aufwarteten, und befahl, man solle ihr nicht mehr Lebensmittel reichen, als zur Fristung ihres Lebens erforderlich wären. Endlich ließ er ihr sagen, sie solle dreyßigtausend Piaster als Lösegeld bezahlen, wofern sie das nicht thäte, würde er sie mit nach Jamaika führen. Damit die Ursach einer so schnellen Veränderung nicht argwöhnen möge, ließ er bekannt machen, diese Frau stünde mit seinen Feinden in Briefwechsel, und habe Briefe, die sie an selbige schickte, und von ihnen erhielte, aufgefangen; Er könnte deren sogar aufweisen, die sie eigenhändig geschrieben habe. Dieß war Ursach, daß man sich über die üble Begegnung, die ihr wiederfuhr, nicht mehr verwunderte.

Als die Flibüstiers sahen, daß es zu Panama nichts mehr zu plündern gab, fiengen sie an gegen den Morgan zu murren, daß er sie in diesem Lande zu lange verweilen ließ. Ueberdieß besorgten sie, die Spanier möchten sie mit Gewalt überfallen, und ihnen die gemachte Beute abjagen; als sie aber sahen, daß er Anstalten traf, nach Chagre zurükzukehren,

änderten sie ihre Gesinnungen gegen ihn. Er ließ alle die Ausbeute, die er in diesem reichen Lande gemacht, in die Schiffe schaffen. Nachdem dies vorbey war, sagte er zu den Gefangnen, sie möchten auf die Zahlung ihrer Ranzion bedacht seyn, im Entstehungsfall würde er sie mit sich nehmen. Der Schreck bemeisterte sich aller, und ein jeder eilte an seine Anverwandten und Freunde zu schreiben. Man taxirte sie nach ihrem Rang und Stande, und gab zweyen Geistlichen die Briefe mit, die die Antworten zurückzubringen über sich nahmen.

Man berichtete dem Morgan, der Präsident habe eine beträchtliche Anzahl Truppen zusammengebracht, und den Flecken Crux eingenommen, woselbst er sich verschanzt, um den Rückzug der Flibüstiers sich entgegen zu setzen. Sogleich schickte Morgan ein Chor von hundert und funfzig Mann aus, um die Wahrheit zu entdecken. Es kam bald wieder zurück, und brachte die Nachricht mit: daß der Präsident Leute habe zusammenbringen wollen, sey wahr, allein niemand habe ihm in seiner Unternehmung wollen beystehn; der Schreck unter den Spaniern sey so groß, daß keiner von ihnen die Waffen gegen die Flibüstiers ergreifen wolle.

Nachdem vier Tage verflossen waren, ohne daß das Lösegeld noch nicht da war, gab Morgan Befehl zum Abmarsch. Den Schmerz der Gefangnen zu beschreiben, als sie hörten, sie müsten mit fort, ist unmöglich. Ihr Geschrey, ihre Thränen waren umsonst, man führte sie auf die Schiffe. Man langte zu Crux an, und legte alle die aus Panama mitgenommen waren, und alles Gold in die Königlichen Magazine. Die Flibüstiers waren nicht lange hier, als das Lösegeld der Gefangnen ankam. Die schöne Spanierin glaubte, daß nun ihre Leiden und ihre Besorgnisse ein Ende haben würden, allein die Freude, die sie empfand, verkehrte sich in Leid. Man sagte ihr: ihre Ranzion sey nicht mitgekommen; allein den folgenden Tag kam ein Sklave, der ihr einen Brief brachte. Nachdem sie ihn gelesen, gab sie ihn dem Morgan, der daraus ersahe, daß man den beyden Geistlichen dreyßigtausend Piaster zum Lösegeld für diese Frau zugestellt hatte; sie hatten sich aber dieser Summe bedient, die gefangnen Geistlichen auszulösen, und hatten derjenigen, für die sie eigentlich bestimmt war, mit keinem Worte gedacht. Der mit Recht über dieß Verfahren aufgebrachte Morgan gab dieser Dame und allen ihren Anverwandten die Freyheit wieder. Die beyden Mönche aber, um

sie zu bestrafen, behielt er mit all ihren Ordensbrüdern in der Gefangenschaft. Sie baten ihn zu erlauben, daß zwey von ihnen hingehn und ihre Ranzion holen dürften, indeß sollten die übrigen zu Geißeln bleiben. Man gestand es ihnen zu, und marschirte den 5ten März 1670 von Crux ab. Einige Tage nachher holten die beyden Geistlichen sie mit der Ranzion ihrer Brüder ein, denen man die Freyheit wiedergab. Morgan war hiermit um so zufriedner, da er den Entschluß ergriffen, sie ehster Tage gehn zu lassen, weil sie ihn in große Verlegenheit setzten, und er nichts von ihnen zu bekommen hofte.

Als die Flibüstiers zu Barbacoas angekommen waren, durchsuchten sie sich alle wechselseitig. Man zog sogar mit Krätzern den Schuß aus den Flinten um zu sehen, ob keine kostbaren Steine in selbigen versteckt wären. Die Leutnannte musten alle ihre Leute durchsuchen. Diese Visitationen machten viele gegen den Morgan wild, sie wollten ihn vor dem Kopf schießen; allein andre, die sanfters, ruhigers Karakters waren, verhinderten jene daran, und stelten ihnen vor: die Beute seye so ansehnlich, daß jeder eine gute Summe auf sein Antheil rechnen könne.

Endlich

Endlich kam Morgan zu Chagre an, und stellte dadurch die Freude unter der dort gelaßnen Besatzung wieder her. Den folgenden Tag nach seiner Ankunft ließ er den in Panama gemachten Raub schätzen. Er belief sich auf vierhundert drey und vierzig tausend zweyhundert Pfund, der Edelgesteine zu geschweigen, die nicht nach gehörigem Werth taxirt wurden, und deren Morgan einen ansehnlichen Theil auf Abschlag hinnahm. Viele Flibüstiers beschwerten sich, daß eine Menge Sachen, die sie selbst genommen hatten, nicht ins Magazin waren gelegt worden. Sie murrten stark hierüber, man wuste sie aber zu stillen, indem man versprach, ihnen Ersatz dafür zu geben.

Nachdem die Theilung gemacht war, erstaunte ein jedweder höchlich, wie er fand, daß sein Antheil nicht die Hälfte des erwarteten betrug. Es entstand ein allgemeines Gemurre gegen den Morgan, und die allgemeine Anschuldigung! er habe einen Theil des ihm Anvertrauten untergeschlagen. Viele nahmen sich vor, ihm das Gehirn zu zerschmettern. Morgan erfuhr ihr Murren und ihre Drohungen, er bediente sich aller nur ersinnlichen Mittel sie zu besänftigen; doch lange dauerte die Ruhe nicht, die er bewirkt hatte; ihr Zorn kochte wieder auf, und ihr Murren begann von neuem.

Besorgt, so entschloßne Menschen, wie die Flibüstiers, möchten ihre Drohungen erfüllen, beschloß er zu entfliehen. Er lief aus dem Fluß Chagre aus, ohne irgend ein Signal zu geben; bloß in Begleitung von vier Schiffen, deren Hauptleute seine Vertraute und die Mitschuldigen seines Raubs gewesen waren. Viele Franzosen, die unter ihm gestanden hatten, thaten den Vorschlag, ihm nachzusetzen; er eilte aber dermassen, daß man ihn nicht erreichen konnte. Jamaika wars, wo er sich hingerettet, und wo er die Tochter eines der vornehmsten dieser Eyländer heyrathete.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Flibüstiers äuserst aufgebracht waren, daß ein Mann, dem sie ihr ganzes Vertrauen geschenkt, ihnen die ganze Frucht ihrer Strapazen und Arbeiten mit eins entführte. Sie erinnerten sich, daß er kurz vor seiner Flucht nachdenkend ausgesehen, oft mit seinen vertrautesten Freunden geheime Konferenzen gepflogen, ihnen ins Ohr geraunet, gegen jedermann sehr zurückhaltend gethan, so gar, wenn man von Theilung der Beute sprach. Eines Tages, da der Verfasser seines Lebens, der auf seinem Schiffe Wundarzt war, einen von seinen Vertrauten verband, sagte Morgan zu dem Patienten auf eng-

lisch

lisch (das der Wundarzt seines Dafürhaltens nicht verstand) Mutig! ihr waret mir zum Sieg behülflich: ihr müst mir nun auch behülflich seyn, Nutzen aus selbigem zu ziehen! Dieser Wundarzt erzählt ferner, als er Arzneykräuter zu lesen ausgegangen seye, hatte er Morgan wahrgenommen, der in einem Kanote, worinn er ganz allein gewesen, etwas versteckt habe; was es gewesen, habe er Ferne halber nicht unterscheiden können, er habe es aber für das gehalten, was die Folge ausgewiesen, weil sich Morgan von allen Seiten umgeblickt, ob ihm jemand beobachtete. Er ward mich gewahr, fährt der Wundarzt fort, ging auf mich zu mit etwas verstörter Mine; er nahm aber eine ruhigere an, frug mich, was ich machte, und ob ich schon lange an diesem Orte seye; während seiner Reden ward ich das Kraut gewahr, das ich suchte, und statt Antwort auf seine Fragen sagte ich ihm dessen Eigenschaften. Er war so verwirrt, daß er allerhand leeren Schnickschnack mit mir hielt, und mir seine Dienste anbot. Ich war um so erstaunter über seine Aufführung, da er vor der Zeit mich kaum eines Worts würdigte.

Während der Zeit, daß die Flibustiers ihre Beschwerden führten, genoß

Morgan zu Jamaika die Frucht seiner Frevelthaten.

Sechster Artikel.

Leben des Monbars, der Verwüster genannt.

Monbars stammte aus einer der besten Familien in Languedoc. Er war wohl erzogen, und seine Angehörigen hatten nichts verabsäumt, ihn auf eine Art zu erziehen, die Edelleuten erforderlich ist. Man versichert, daß sein Hofmeister ihn viele Reisebeschreibungen habe lesen lassen, worinn die Eroberung Amerikas durch die Spanier beschrieben wurde, und die Grausamkeiten, die leztere gegen die unglücklichen Bewohner dieses Landes verübt hatten. Bey dieser Lektüre fühlte er Mitleid gegen die Ueberwundnen, und Abscheu gegen die Ueberwinder. In der Folge äuserte er stets Begier, die erstern zu rächen, und äuserte sehr viel Zufriedenheit, wenn er hörte, daß man die Spanier geschlagen.

Auf dem Collegio, wo er studirte, hatte man eine Komödie gemacht. Unter den spielenden Personen befand sich ein Franzos und ein Spanier. Monbars hatte

hatte den Franzosen, und einer seiner Kameraden den Spanier. Dieser hatte seiner Rolle gemäß Invektiven gegen den Franzosen auszustossen. Jetzt erwachte Monbars Groll gegen die Spanier. Er fiel dem vorgeblichen Spanier trotzig in die Rede, warf sich so gar über ihn her, und mißhandelte ihn dermassen, daß man sich genöthigt sahe, Gewalt zu gebrauchen, um ihn aus seinen Händen zu ziehen.

Als er zu reiferm Alter gelangt war, war sein Vater auf seine Versorgung bedacht. Er stahl sich aber aus dem väterlichen Hause, suchte in Havre-de-Grace einen seiner Oheim auf, der ein königliches Kriegsschiff kommandirte, und Befehl hatte gegen die Spanier zu kreuzen, mit denen die Franzosen damals in Krieg verwickelt waren. Monbars bat ihn, mit ihm auf Beute fahren zu können. Der Oheim schrieb dem Vater des Monbars die Gesinnungen seines Sohnes. Auf seine Antwort nahm er seinen Neffen mit sich. Wenn man ein Schiff entdeckte, frug er, ob es ein Spanisches seye. Endlich erschien eines auf der Höhe von St. Domingo, sein Oheim verfolgte es, und kam ihm nahe genug, um zu sehen, wie man seine Kanonen anzünden wolte. Da er seinen Neffen als einen aufbrausenden Jüngling kannte, besorgte er, er

möchte sich zu vieler Gefahr blos stellen, und ließ ihn einsperren. Er hielt das Feuer des Spanischen Schiffes aus, stieß nachher auf selbiges, und enterte; alsdenn ließ er seinen Neffen los. Dieser junge Mann warf sich mit dem Säbel in der Hand mitten unter die Feinde, machte sich Luft, durchrannte mit einigen Franzosen, die seine Tapferkeit beseelte, das Schiff von einem Ende zum andern, warf alles, was ihm aufstieß, darnieder, und hörte nicht anf zu würgen, als bis man Meister vom Schiff war. Es war reich beladen; führte dreyßig tausend Ballen Kattun, Tapeten, und andre Sachen von sehr grossen Werth bey sich; auch befand sich ein mit eisernen Stäben und vier Schlössern verwahrtes Kästgen auf selbigem, das voller roher Diamanten war, deren einige Knopfsgrösse zu haben schienen.

Ehe wir in **Monbars** Lebenslaufe fortfahren, glauben wir sein Porträt liefern zu müssen. Der Schriftsteller, dem wirs abborgen, hatte ihn zu Honduras gesehn. Er war groß, lebhaft und munter, wie alle seine Landsleute seyn, und hatte Adel im Gesichte. Seine Haut war von der Sonne geschwärzt. Schwarze und dicke Augenbranen, die sich auf der Stirn zusammen wölbten, und machten, daß man

die Farbe derselben nicht erkennen konnte, so daß er schrecklich anzusehn war, und man versichert, daß er in einen Treffen den Sieg durch den Schreck begonnen habe, den seine Gestalt und sein ganzes äußers einflößten, und durch die Tapferkeit seines Arms vollführt.

Man suchte die Matrosen des eben gedachten Schiffes aufs möglichste zu schonen, weil man ihrer bedurfte. Sie sagten aus, das Schiff, das sie weggenommen, habe noch zwey weit reicher beladene bey sich gehabt, die das Ungewitter versprengt habe, und die in wenig Tagen unfehlbar kommen müsten, weil der Tummelplatz an dem Orte seye, wo man das erste angegriffen, das heist im Hafen Margot.

Monbars Oheim beschloß diese Schiffe zu erwarten, und nur blos das eben weggenommene im Hafen sehen zu lassen, in der Hofnung, die andern würden bey dessen Erblickung eilen, in dem Sammelplatz zu kommen. Viele Boucaniers, die das Kanoniren herbeygezogen, boten den Franzosen eine Menge Gebünde von Wildschweinefleisch an, das auf obbemeldete Art zugerichtet war. Man nahm es mit Vergnügen an, und gab ihnen Brantewein dafür. Sie sagten, sie würden

würden eine weit grössere Anzahl Gebünde ihnen gebracht haben, wofern nicht die Spanier ihre Dörrörter (boucans) verwüstet hätten. „Warum leidet ihr das? „sagte der junge Monbars hitzig zu ihnen. „Wir leiden es nicht, erwiederten sie in dem Tone, „und die Spanier, die „wohl wißen, wer wir sind, nahmen der „Zeit wahr, da wir auf der Jagd waren. „Wir werden einige von unsern Kameraden aufsuchen, die sie noch übler behandelt haben, als uns, und wollen ihnen „den Schaden, den sie uns zugefüget reichlich „vergelten Wenn ihr wollt, sagte Monbars, will ich mich an eure Spitze stellen, „nicht um euch zu kommandiren, sondern „um die Spanier für ihre Grausamkeit zu „züchtigen.„

Die Boucaniers, die ihn nach seinem äuserlichen beurtheilten, zweifelten nicht, daß er ein angreifiger Mann seye(*), und nahmen seinen Vorschlag an Er bat seinen Oheim um Erlaubniß mitgehn zu dürfen, und erhielt sie. Sein Oheim gab ihm so gar viele junge Leute mit, deren Tap-

(*) Durch dieß der Einführung vollkommen würdiges Schweizerwort glaub ich den homme d'expedition der Franzosen genau auszudrücken.

A. D. U.

Tapferkeit er kannte. Sogleich seegelte Monbars fort, und versprach seinem Oheim, so schnell als möglich wiederzukommen. Kaum war er ans Land getreten, so ward er ein starkes Geschwader Reuter gewahr. Er wolte es angreifen, ohne auf die geringe Anzahl der Boucaniers Rücksicht zu nehmen. Allein einer von ihnen sagte: Nicht so rasch ins Zeug! wir wollen alle diese Reuter so fassen, daß uns keiner entrinnen soll. In eben dem Nu ließ der Boucanier seine Kameraden Halte machen, und den Spaniern den Rücken zudrehen, als wenn sie sie nicht gesehen hätten. Er entrollte ein Leinewandzelt, das er im Bandeliere trug. Seine Kameraden machtens wie er, ob sie gleich seine Meynung nicht wusten. Er hatte sie aber zu oft aus Verlegenheiten gezogen, um nicht Zutrauen zu ihm zu haben. Sie musten ihre Brantweinsflaschen hervorlangen, als wenn er sie zu einem Zechgelage beredet hätte. Die Spanier die dies beobachteten, glaubten, sie würden sie insgesamt in die Pfanne hauen, weil sie überzeugt waren, daß die Boucaniers die Zeit in Ergetzlichkeit zubringen, und an weiter gar nichts denken würden. Um sie noch zuversichtlicher zu machen, suchten sie ihnen aus dem Gesicht zu kommen, und ritten ins Thal herab. Der Boucanier, der den Trupp anführte, sandte zu

den übrigen Boucaniers, ließ ihnen ihre jetzige Lage kund thun, und sie bitten, ihnen schleunig zu Hülfe herbey zu eilen. Als es anfieng Nacht zu werden, sagte er zu seinen Leuten, sie möchten sich in ein nahgelegnes Gehölz zurück ziehen, und die Zelter aufgeschlagen lassen. Er hofte, daß seine zum Beystand erbetene Gefährten daselbst seyn würden, und fand sie auch würklich da.

Mit Anbruch des Tages ward man gewahr, daß die Spanier einige Bewegungen machten. Kurz darauf sahe man sie eben den Hügel herunter reiten, worauf sie sich das erstemal hatten sehen lassen. Die Boucaniers erwarteten sie in guter Ordnung. Die Spanier näherten sich den Zelten in vollem Trabe, der Meynung, die Boucaniers daselbst in Schlaf oder Wein begraben zu finden. Jezt kamen die Boucaniers aus dem Gehölze hervor, und feuerten mit ihrem kleinen Gewehr tapfer unter sie herein.

Monbars bemächtigte sich eines Spanischen Pferdes, dessen Reuter er herunter geschossen, und sich warf allenthalben dahin, wo er Widerstand sahe. Bemeistert durch seine angeborne Ungedult griff er ganz allein ein Geschwader an, ward von selbi-

selbigem umzingelt, und wäre von selbigem unfehlbar niedergehauen worden, wenn ihm nicht die Boucaniers zur Hülfe geflogen wären.

Als ein Boucanier sahe, daß ihnen die Pfeile der Indier sehr lästig fielen, rief er ihnen ergrimmt zu, indem er auf dem Monbars wies: Seht ihr nicht, daß euch Gott einen Retter sendet, um euch von der Tyranney der Spanier zu erlösen. Die Indier machten Halte, stellten sich um den Monbars, und richteten ihre Pfeile gegen die Spanier, die beynahe in einem Nu insgesamt aufgerieben waren.

Als Monbars die Indier an seiner Seite gegen die Spanier fechten sahe, hielt er diesen Tag für den schönsten seines Lebens. Er war voll des freudigsten Entzückens, und sprach ihnen Muth zu, sich für alle das Ungemach zu rächen, was diese Nation sie hatte ausstehen lassen. Man versichert, daß das Gemetzel gräßlich war, und daß die Spanier, die den Hieben und Schüßen der Boucaniers und Indier entrannen, von ihren Pferden keinen andern Gebrauch als zur Flucht machten.

Die Boucaniers baten den Monbars, ihren Sieg vollständig machen und

die

die Wohnsitze der Spanier verwüsten zu helfen. Monbars gab diesem Projekte Beyfall, und stellte sich an ihre Spitze; er hörte aber einen Kanonenschuß, der von der Seite des Hafens herkam: Da er glaubte, daß die beyden Schiffe, die sein Oheim erwartete, angekommen wären, eilte er sogleich dahin. Er hatte sich geirrt; sein Oheim, ungeduldig dahin zu gehn, wohin ihn der Dienst des Königs rief, hatte diesen Kanonenschuß thun lassen, um seinem Neffen seine Abfahrt kund zu thun. Er freute sich ungemein ihn wieder zu sehn, und die Lobsprüche anzuhören, womit man ihn seiner Tapferkeit wegen belegte.

Die Boucaniers hatten so viel Achtung und Freundschaft für den Monbars gefaßt, daß sie ihn nicht verlassen konnten; sie schifften sich mit ihm ein. Die Indier, die Rache der Spanier befürchtend, thaten das Nemliche. Man brachte sie insgesamt auf das den Spaniern abgenommene Schiff, gab den Indiern Flinten und Säbel, deren sie sich so gut zu bedienen wusten, wie des Bogens und der Pfeile. Monbars Oheim trug diesem das Kommando über jenes Schiff auf, ernannte einen Officier, der Muth und Erfahrung hatte, zu seinem Lieutenant. Nachdem alles angeordnet worden, ging

man

man unter Seegel. Nach vierzehn Tagen wurde Monbars und sein Oheim von vier Spanischen Kriegsschiffen angegriffen, die vor einer mit Gold und Silber aus Indien beladnen Flotte vorausgiengen. Zwey von diesen Schiffen griffen dasjenige an, worauf sich der Oheim befand, und die beyden andern das Schiff des Neffen. Der Oheim vertheidigte sich mit so vieler Wuth, daß er eins von den beyden feindlichen Schiffen in den Grund bohrte; allein einige Augenblicke nachher hatte er das nemliche Schicksal. Alle, die ihn gekannt, bedauerten ihn.

Monbars erfuhr diese traurige Nachricht zu eben der Zeit, da er sich mit seinen Angreifern herumschlug. Wuth gesellte sich zu seiner Herzhaftigkeit; das Glück unterstützte ihn; er bohrte eins von den Schiffen in den Grund, enterte das andre; warf sich in selbiges, und stieß, von seinen Leuten und den Indiern unterstützt, alles nieder, was ihm vorkam. Endlich bemeisterte er sich dieses Schiffes, das das grösseste und bestausgerüsteste von denen waren, die seinen Oheim und ihn angegriffen hatten.

Man kann sich vorstellen, daß Monbars Haß gegen die Spanier durch den

Tod seines Oheims, dessen Ursach sie waren, noch vermehrt wurde. Als er sich im Besitz zweyer schöner und tüchtiger Schiffe sahe, suchte er alle Mittel hervor, seinen Groll zu befriedigen. Die Boucaniers thaten ihm den Vorschlag, an dem Orte, wo sie waren, eine Landung zu wagen, und versicherten, er würde hier Gelegenheit finden, seine Rache zu befriedigen, weil hier viel Spanier wären. Er nahm den Vorschlag mit Freuden an. Der dortige Gouverneur erfuhr seine Landung, und stund auf der Hut. Seine Vorsicht war vergebens; Monbars griff die vorgerückten Bataillons mit solcher Wuth an, daß er sie ergrif, und machte unter den Spaniern ein schreckliches Blutbad. Er brachte den Ueberrest seines Lebens damit zu, daß er sie aufsuchte, und bestritt. Der Schriftsteller, der uns zum Wegweiser dient, läst sich nicht in nähere Details von dem Leben dieses berühmten Flibüstiers ein.

Sie

Siebenter Artikel.

Abentheuer des Hauptmanns Avery.

Die Geschichte dieses Flibüstiers beweist, wie wenig man den Volkssagen trauen darf, die der Wahrheit gemeiniglich schnurstracks entgegen laufen. Man hört oft Thatsachen von Leuten ererzählen, die davon Augenzeugen gewesen, und die Erzählung ist der Wahrheit völlig zuwieder.

Avery wurde für einen angesehnen Mann gehalten; man sprengte in Europa aus, das Glück habe ihn so begünstigt, daß er sich einen Staat errichtet, und zum Könige habe ausrufen lassen. Man erzählte ferner, er besäße unermeßliche Reichthümer, und der Großmogol habe ihm seine Tochter zur Frau gegeben. Man verfertigte eine Komödie von ihm, der glückliche Seeräuber betittelt, die auf dem Londner Theater aufgeführt wurde. In der Zeit, daß man mit all den Mährgen von ihm zu Markte zog, befand er sich in England, und sprach um Allmosen an. Hier ist seine Geschichte.

Er war zu Plymuth in der Provinz Devonshire geboren. Er ging in seiner

zartesten Jugend zu Schiffe, schwang sich endlich bis zum Untersteuermann auf einem Kaufarteyschiffe empor. Er ward erster Untersteuermann auf einem Kriegsschiffe, das die Spanier von den Engländern kauften. Da er geschickt und einschmeichelnd war, gewann er das Zutrauen der Matrosen, daß sie ihre Einwilligung gaben, er möchte sich des Schiffs bemächtigen sie wollten mit nach der Seite von Ostindien kreuzen gehn. Nach dieser Verabredung seegelte er um eilf Uhr Abends von Corogne ab, wo sein Schiff vor Anker lag. Der Hauptmann, der sich frühzeitig niedergelegt, erwachte durch die Bewegung des Schiffs. Er rief seine Leute. Avery trat in die Kammer, und frug ihn, was er wolle. Der Hauptmann sagte, er glaubte, das Schiff schleppe den Anker mit. Avery antwortete: Wir sind in See. Wißt, daß ich Schiffshauptmann bin, und daß ihr mir eure Kammer abtreten müßt Ich gehe nach Ostindien, wo ich mein Glück, und das Glück derer zu machen hoffe, die mir folgen wollen. Ich lasse euch die Wahl, entweder mit mir zu kommen, oder eine Barke zu nehmen, und ans Land zu gehn. Der Hauptmann nahm den letzten Vorschlag an, und begab sich ans Land. Avery setzte seinen Lauf fort, und kam ganz glücklich an der Insel Madagascar

dagascar an. Er landete Nordostwärts, woselbst er einen Trupp Flibüstiers fand, der sich zu ihm schlug.

Nach vielen Berathschlagungen beschlossen diese Flibüstiers, auf den Küsten von Arabien kreuzen zu gehn. Als sie unfern Indien waren, stiessen sie auf ein Schiff, das dem Grosmogol zugehörte, und das Leute von dem grösten Ansehn bey sich führte; unter andern eine von den Töchtern des Monarchen, die nach Mekka wallfahrete. Das Schiff war mit Reichthümern beladen, die zu Opfergaben für Mahomets Grab bestimmt waren.

Die Prinzeßin und ihre Gefährten hatten ihre kostbaren Kleider und alle ihre Sklaven bey sich; Edelgesteine von unschätzbarem Werth, viel goldnes und silbernes Geräth, und beträchtliche Summen, um ihre Ausgaben bestreiten zu können. Kurz, diese Bösewichter machten eine Prise von unermeßlichen Werth. Sie brachten alle Reichthümer, die sich in dem Schiffe der Tochter des Grosmogols befanden, in das ihrige, und verliessen jenes. Da das Schiff seinen Weg nicht mehr fortzusetzen vermochte, kehrte es nach Indien zurück.

Der Grosmogol ward entrüstet, als er vernahm, daß man das Schiff seiner

Tochter ausgeplündert, und beschloß, ein furchtbares Heer auf die Beine zu bringen, um alle Engländer aus Indien zu vertreiben.

Averys Gefährten thaten ihm den Vorschlag nach Madagascar zu gehn, und daselbst Forts anzulegen, um vor Anfällen gesichert zu seyn; aber er stellte ihnen vor, daß sie die unermeßlichen Reichthümer, in deren Besitz sie sich befänden, zu erhalten bemüht seyn müsten. Er fügte hinzu, es wäre möglich, daß die Schiffe von einander getrennet werden könnten, und jedes von einem grosen Schiffe angegriffen werden, dem es nicht Widerstand leisten könte; daß das Schiff, worauf er sich befände, so wohl beseegelt seye, daß es keiner andern Art Schiff möglich wäre, ihn einzuholen. Er rieth einem jeden von seinen Gefährten, seine Beute auf selbiges zu bringen, und auf den Kuffer, worinn er sie hätte, sein Siegel zu drucken. Er machte sich ihres Zutrauens zu Nutz, um sie zu hintergehn. In einer Nacht stach er in die hohe See, und entfernte sich dermassen von ihnen, daß sie ihn nie wieder einholen konnten. Er entrann nach Amerika, und landete an der Insel Providence, wo er sein Schiff verkaufte, um sich allen Nachsuchungen, die dieserhalb angestellet werden könnten, zu entziehen. Er gab einen

nen Theil der Beute denen, die ihn begleitet hatten, behielt all die Diamanten für sich, und gieng ganz allein nach Boston in Neuengland, und von da nach Irrland. Gleichwol durft er es nicht wagen, seine Diamanten öffentlich zum Verkauf zu bringen, weil das Gerücht des der Tochter des Grosmogols erwiesenen Frevels bis nach Europa gekommen war, und weil alle Mächte dieses Welttheils sich vorgenommen hatten, die Schuldigen aufs ernstlichste zu bestrafen.

Er ging nach England, suchte einen seiner Freunde auf, vertraute ihm sein Geheimniß, und bat ihn, seine Diamanten an Mann zu bringen. Der Freund that ihm den Vorschlag, sie Kaufleuten anzuvertrauen, die seine Bekannte waren, und für deren Treue er haftete. Avery folgte seinem Rath, und ging nach Bristol, woselbst er unter andern Namen eine Zeitlang lebte, ohne sich irgend jemand zu erkennen zu geben. Da er von seinen Kaufleuten keine Nachrichten erhielt, schrieb er an sie, und erhielt eine geringe Summe von ihnen, womit er eine Zeitlang auskam. Als ihm endlich das Elend immer dichter auf die Haut drang, ging er nach Bristol, wo sich seine Gläubiger befanden; doch an statt ihm zu helfen, droheten sie ihm vielmehr, ihn anzugeben, und zu der

Strafe zu verhelfen, die seine Verbrechen verdienten. Sie jagten ihn dermassen ins Horn, daß er nach England zurückkehrte, wo er, vom Elend und Gram zu Boden gedrückt, starb. Er wurde so gar aus Mitleid begraben. Es wär für das Wohl der Menschheit zu wünschen, daß alle Bösewichter ein ähnliches Schicksal haben möchten.

Achter Artikel.

Abentheuer des Hauptmann Martels.

Von dem Ursprung dieses Flibüstiers ist nichts bekannt. Man weiß bloß, daß er Kaper in Jamaika war; daß er 1716. ein Schiff commandirte, dessen Mannschaft aus achtzig Mann bestand, und das zwanzig Kanonen führte; daß er mit diesem Schiffe nach Cuba und vielen andern Gegenden kreuzte, sich eines Schiffs bemächtigte, das bey nahe dreyssig tausend Pfund Silbers bey sich hatte. Kurz darauf nahm er eine Schaluppe weg, worinn er noch einiges Geld und allerhand Proviant fand. Er griff zwey andere in einem Cuba'schen Hafen an, plünderte sie, und ließ sie gehen. Er attakirte ein anders Schiff mit zwey und zwan-

zwanzig Kanonen, setzte das Schiffsvolk ans Land, und behielt das Schiff samt der ganzen Ladung. Er nahm eine unendliche Menge andrer Schiffe weg, und plünderte sie. Endlich gieng er nach der Insel St. Croix, um sich kalfatern zu lassen. Damit er vor jeden Anfall gedeckt seye, warf er eine Batterie auf, und bepflanzte sie mit vier Kanonen. In der Mündung des Kanals postirte er eine Schaluppe mit vier Kanonen, damit keinerley Art Fahrzeug herein konte.

Hauptmann Hume, der ein Schiff mit vierzig Kanonen und hundert und achtzig Mann kommandirte, hatte Befehl, gegen diesen Seeräuber auszulaufen. Nach vielen und langen Nachforschungen erfuhr er seinen Aufenthalt, seegelte auf die Insel St. Croix, grif die in der Mündung des Kanals befindliche Barke an, bohrte sie in den Grund, näherte sich den andern Schiffen Martels, worauf er unaufhörlich feuerte. Als Martel und seine Leute sahen, daß aller Widerstand vergebens sey, verliessen sie ihre Schiffe, und retteten sich in die Wälder, wo sie vor Hunger umkamen.

Neunter Artikel.

Abentheuer des Hauptmanns Teach.

Eduard Teach, war aus Bristol gebürtig, war mit den Kapern aus Jamaika oft auf Raub ausgelaufen; so sehr er sich aber stets durch seine Unerschrockenheit ausgezeichnet hatte, war er doch nie bis zum Kommando gekommen, das brachte ihn auf den Entschluß Seeräuber zu werden. Hauptmann Hornigold gab ihm das Kommando einer weggenommenen Schaluppe. Sie verbanden sich zusammen und machten viele beträchtliche Prisen. Indem sie an den Küsten des Spanischen Amerikas kreuzten, stießen sie auf eine Scholuppe mit Seeräubern, die sich zu ihnen schlugen. Sie nahmen viele Kauffarthenschiffe weg, kreuzten auf den Küsten von Karolina, was die dortigen Einwohner so in Schreck setzte, daß kein Schiff auszulaufen wagte, und der Handel ganz ins Stocken gerieth. Sie hielten sich in der Gegend von Charles-Town auf, sandten viele ihrer Soldaten dahin, und foderten Mundvorrath von dem Gouverneur, mit dem Bedrohen, im Entstehungsfall alle Engländer, die sie gefangen hatten, niederzuhauen. Die Furcht, die Teach eingejagt hatte, war so groß,

daß die Buben, die er nach Charles-Town gesand hatte, in der Stadt herumspatzierten, ohne daß man ihnen das Mindeste zu sagen wagte; man gab ihnen sogar, was sie verlangten. Teach zufrieden mit dem Betragen der Einwohner dieser Stadt, begnügte sich das Gold und Silber zu nehmen, das auf den Schiffen war, und sandte sie mit den Gefangnen zurück.

Nunmehr faßte Teach den Anschlag, sich des Golds und Silbers zu bemächtigen, das er durch verschiedne Prisen bekommen hatte, es nur unter diejenigen auszutheilen, die ihm am meisten anhiengen, und sich von den übrigen zu trennen. Um sein Vorhaben auszuführen, ließ er sein Schiff an einer kleinen Insel scheitern, gieng hin zu dem Gouverneur von West-Karolina und sagte ihm, er wolle sich des Pardons zu Nutze machen, den Se. Grosbrittanische Majestät den Seeräubern zugestünde, die sich unterwerfen, und keine weitre Räubereyen treiben wollten.

Dieser Bösewicht war im Grunde nicht Willens sein Leben zu ändern, und wartete nur auf günstige Gelegenheit seine Raubereyen wieder zu beginnen. Zu dem Ende spann er ein geheimes Verständnis mit Karl Edein, Gouverneur von Nord-Karolina, an. Ehe er wieder

in

in See gieng, heurathete er eine junge Person von ungefähr sechzehn Jahren. Man versichert, es sey seine vierzehnte Frau gewesen, und daß er dazumal noch zwölfe am Leben gehabt habe. Sein Betragen gegen sie beweist, daß Leute von seinem Schlage aller Verbrechen fähig sind. Er nöthigte sie, sich seinen Freunden Preis zu geben, selbst in seiner Gegenwart.

Im Junio 1713. gieng er von neuem auf Raub aus, eroberte zwey oder drey Schiffe, denen er Proviant, und alles abnahm, was in seinem Kram diente. Kurz darauf stieß er auf zwey Französische Schiffe; das eine war leer, das andre mit Zucker und Kakao befrachtet; er ließ das Schiffsvolk des reichbeladnen Schiffs sich in das andre begeben, und gieng nach Nord-Karolina, wo er mit dem Gouverneur die Beute theilte, der so niederträchtig war, dieß Schiff für rechtmäßige Prise zu erklären. Da Teach besorgte, das Schiff möchte erkannt werden, so beschloß er, es zu verbrennen, und erhielt dazu die Erlaubniß, unter dem Vorwande, es sey zu alt, um gekalfatert zu werden. Er brachte zwey oder drey Monathe in diesen Gewässern zu. Unterweilen gieng er ans Land, ergötzte sich mit den Herren der Plantagen, die ihm allerhand Art von Vergnügungen zu machen suchten; allein

ihr Betragen gegen ihn hatte mehr Furcht als Freundschaft zum Grunde. Er gieng in seinem Uebermuthe sogar soweit, daß er sich mit ihren Weibern die Zeit vertrieb, ohne daß sie dagegen Eyfersucht durften blicken lassen. Er plünderte beynahe alle Schaluppen, die er in diesen Strichen fand, und niemand wagte es, sich zu beklagen, weil man wuste, daß der Gouverneur ihn beschirmte. Der beständige Verlust, den die Eigner dieser Schaluppen erlitten, machte sie ungedultig. Sie schickten an den Gouverneur von Virginien, baten ihn um Beystand und erhielten ihn. Er rüstete zwey Kriegsschiffe aus, deren Kommando er einem Officier anvertraute, dessen Erfahrenheit und Tapferkeit er kannte; sein Name war Maynard.

Zu eben der Zeit ließ der Gouverneur von Virginien ein Manifest publiciren, worinn er denen Belohnungen versprach, welche die Flibüstiers gefangen nehmen würden. Durch dies Versprechen angereitzt, giengen viele Soldaten auf die beyden Schiffe, die man gegen die Seeräuber sandte. Der Officier, der gegen sie auszulaufen beordert war, gieng unter Seegel, und hielt unterwegs alle die kleinen Barken, die ihm begegneten, aus Besorgniß, eine von ihnen möchte dem

Teach, das gegen ihn gemachte Projekt kund thun, an. Indeß wurde der Seeräuber durch den Gouverneur davon unterrichtet, der, wie wir vorhin gemeldet, so niederträchtig gewesen war, seine Räubereyen recht zu sprechen.

Nunmehr traf Teach alle Anstalten, die er zu einer tapfern Gegenwehr für erforderlich hielt. Die Schiffe, die Maynard kommandirte, erschienen mit Königlicher Flagge. Teach gab ihnen die völlige Lage, und ließ alle sein Thauwerk abhauen, um das Entern zu vermeiden; allein die Königlichen Schiffe verfolgten ihn so schnell, daß sie ihn einholten. Da Teach sich genöthigt sahe, in Handgemenge zu kommen, rief er mit dem Sprachrohr, daß er wissen wollte, wem die Schiffe zugehörten. Das siehst du aus ihrer Flagge! antwortete Meynard. Ich werde dir kein Quartier geben! erwiederte Teach. Das verlang ich von dir auch nicht, versetzte Meynard. Teach gab ihnen hierauf eine Lage, die dem Meynard viele Leute kostete. Dieser lies alle seine Mannschaften in den Raum steigen, und blieb beynahe allein auf dem Verdeck. Als die Schiffe des Meynards den Schiffen des Teachs sich am Bord gelegt hatten, ließ dieser gläserne Flaschen mit Pulver, und allerhand

hand Eisenwerk angefüllt mit Lunten herüberwerfen, sie thaten aber wenig.

Als der Seeräuber so wenig Leute auf den feindlichen Verdecken sahe, sagte er zu seinen Leuten, daß alle darauf befindliche Soldaten bis auf zwey oder drey wären getödtet worden; wir wollen sie in Stücken hauen, und sie ins Meer werffen, setzte er hinzu. In dem Augenblick warf er sich in ein Schiff. Maynard gab das Zeichen, das er mit denen im Raum verabredet hatte. Sie kamen zum Vorschein und griffen die Seeräuber mit ausserordentlicher Tapferkeit an. Teach und Maynard trafen auf einander, und Teach würde seinen Gegner getödtet haben, wenn ein Soldat des letztern ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre. Teach schlug sich als ein Verzweifelter und stieß alles nieder, was ihm vorkam. Endlich fiel er von Stichen durchbohrt hin, und starb; man könnte sagen, als Held, wenn er seine Tapferkeit besser angewandt hätte.

Maynard befahl, man solle ihm den Kopf abhauen, und ihn oberwärts an seinem Boegspriet befestigen. Indem er dessen Schiff durchsuchte, fand er Papiere, woraus sein Verständnis mit dem Gouverneur Edein erhellte. Maynard

begab

begab sich nach Bath-Town, und bemächtigte sich all des Zuckers, den der Guvernör Edein und sein Sekretär in ihren Magazinen hatten. Als der Sekretär sahe, daß sein Verbrechen entdeckt war, furchte er sich vor Gericht geladen, und nach Verdienst abgestraft zu werden. Er bekam ein so heftiges Fieber, daß er wenig Tage nachher daran verschied. Maynard nahm alle die Seeräuber, die seinen und seiner Soldaten Hieben entgangen waren, nach dem Guvernör von Jamaika hin, der sie allesamt aufhängen ließ.

Wir glauben, von Teachs Gestalt ein Wort sagen zu müssen. Sein Bart ging bis an die Augen. Er machte Flechten aus selbigen, die er an den Ohren mit Bändern befestigte. Am Tage des Treffens hing er eine Art von Schärpe über die Achseln, worinn drey Paar Pistolen befestigt waren. Auf seinen Hut steckte er zwey brennende Lunten, die über sein Gesicht hingen. Sein Blick war wild und grausam. Sein Anzug und seine Figur machten ihn schrecklich.

Wie sein Aeußeres, so auch völlig sein Inneres! Zum Beweis, wie weit die greuliche Bosheit dieses Mannes gieng, wollen wir zwey oder drey Züge aus seinem Leben anführen. Er hatte die Raserey, daß

daß er für einen eingefleischten Teufel wollte gehalten seyn. Eines Tages, als er auf der See einen kleinen Rausch von Weine hatte, sagte er zu denen, die um ihn waren: Laßt uns auf unsre eigne Hand eine Hölle machen, und sehn, wer darinn am längsten aushält; hierauf stieg er mit zwey oder drey Leuten in den Raum, zündete viele Töpfe, die mit Schwefel und andern brennbaren Materialien angefüllt waren, an, ließ die Oberlofstreppen zumachen, und nicht eher wieder öfnen, bis das Schifsvolk schrye: sie würden alle ersticken. Er rechnete sichs zum Ruhm länger als alle andre darinn ausgehalten zu haben.

Einen Tag vor seinem Tode schwelgte er mit vielen seiner Kameraden. Als einer von ihnen ihn frug, ob seine Frau wüßte, wo sein Geld wäre, antwortete er: Er nur allein und der Teufel wüßten es, und wenn der am längsten lebte, solle er es alles bekommen.

Diejenigen von seinen Leuten, die der Hauptmann Maynard gefangen genommen, erzählten eine Geschichte von ihm, die unglaublich scheinen wird. Wie er einsmals mit seinen Leuten auf Raub ausgelaufen, befand sich ein Mann auf dem Schiffe, den man nicht kannte, und der

bald auf dem Verdeck herumspatzierte, bald in den Raum herunterstieg, und der verschwand, ohne daß man wuste, wie. Der Leser wird schon wissen, wie er diese Historie zu betrachten hat, und mir erlauben, keine Anmerkung hinzu zu fügen.

Teach hielt sorgfältig ein Journal von seinem Leben. Es war folgendermassen abgefaßt. An dem und dem Tage war all unser Rum rein ausgesoffen. Waren unsre Leute ein wenig nüchtern. Schurken komplottiren gegen uns. Wird viel von Trennung gesprochen. Habe ich eine Prise im Kopfe. Wird ein Schiff genommen, das viel Liqueur an Bord hat.

Zehnter Artikel.

Leben des Major Stede Bonnet.

Dieser Seeräuber oder Flibüstier war von edlen Eltern geboren uud hatte eine sehr gute Erziehung gehabt. Er begab sich in seiner Jugend nach Barbados, wo er seine bereits sehr beträchtlichen Glücksumstände noch sehr verbesserte. Seine Klugheit und sein Charakter erwarben ihm daselbst viel Achtung. Er heyrathete ein Mädchen die auch von edlen Eltern geboren, doch Seelenadel ist immer (höchst selten möchten wir sagen) mit Geburtsadel verknüpft; ihre ausschwei-

fen-

fende Lebensart verursachte ihrem Mann so brennendes Herzeleid, daß er darüber verrückt, und Seeräuber ward. Er rüstete auf seine Kosten eine Schaluppe von zehn Kanonen aus, die er mit siebenzig Köpfen bemannte. Eine Nacht verlies er Barbados, gieng nach den Vorgebürgen von Virginien, wo er viele Schiffe fand, die er plünderte.

Gegen den August 1717. begab er sich nach Nord-Karolina, nahm selbst eine mit Zucker beladne, und der Insel Barbados zubehörige Schaluppe weg. Als die Nachricht von dieser Prise in dieser Insel erschollen, erstaunten alle, daß ein Mann, für den sie die gröste Achtung gehabt, Seeräuber geworden war. Bonnet verstand wenig oder gar nichts vom Seewesen, daher sah er sich genöthigt, dem Gutachten seiner Leute zu folgen. Oft verweigerten sie ihm den Gehorsam, was ihm nicht wenig Kummer verursachte.

Das Ungefähr führte ihm den berühmten Teach, dessen Leben man eben gelesen, zu. Da dessen Talente für die Seeräuberey allen Gefährten des Bonnets nicht unbekannt waren, so schlugen sie sich zu ihm, und Bonnet sahe sich genöthigt, sich auf Teachs Schiff zu begeben, und

das Kommando des seinigen einem der Officiere des Letztern zu überlassen.

Gemeiniglich sind die Widerwärtigkeiten, die Bösewichter ausstehn, Lehren für sie, und verursachen ihnen Gewissensbisse. Da Bonnet sahe, daß er nichts mehr als bloßer Flibüstier war, fühlte er, wie große Schande es für ihn sey, daß er seine Landesleute durch seine abscheuliche Aufführung genöthigt, ihre Achtung gegen ihn in Haß und Abscheu zu verwandeln; kurz, daß er seinen Namen auf ewig gebrandmarkt hatte. Er theilte seinen Kummer und seine Gewissensbisse einigen seiner Gefährten mit, und sagte ihnen: er sey Willens sich zurück zu ziehn, da er sich aber in England nicht mehr dürfe sehn lassen, wollte er nach Spanien gehn, und daselbst als ein Unbekannter leben.

Um die Zeit bewilligte der König allen Englischen Seeräubern Generalpardon. Bonnet beschloß selbigen zu nützen, und kehrte nach Karoline zurück. Er hielt sich aber selbst nicht Wort, machte sich wieder mit einer Anzahl Flibüstiers auf den Weg, und fuhr fort unter dem Namen: Hauptmann Thomas Schiffe zu plündern, denen er begegnete; er begab sich nach dem Fluß des Vorgebürges Fear, um daselbst seine Schiffe kalfatern zu lassen

sen. Der Rath in Nord-Karolina ward hiervon benachrichtiget, und war hierüber in äusserster Furcht; allein der Obriste Wilhelm Reth gieng zum Gouverneur, bat ihn um zwey Schaluppen und versprach diese Seeräuber anzugreifen, und sie zu verhindern der Kolonie den geringsten Schaden zu thun. Der Gouverneur stand ihm das Verlangte zu, und er seegelte ab. In kurzen hatte er sie erreicht und setzte ihnen so lebhaft zu, daß sie sich ergeben mußten. Dieser brave Officier kam mit seinen Gefangnen triumphirend nach Charles Town zurück. Alles Volk gieng ihm bis ans Ufer des Meeres entgegen, um ihm seine Freude zu äussern. Man legte die Seeräuber in die Hauptwacht, weil kein Gefängniß dort war. Hauptmann Bonnet wurde in ein besonders Haus eingesperrt, wovor man Schildwacht stellte. Indeß fand er Mittel zu entwischen. Diese Flucht beunruhigte Jederman, man beschuldigte sogar den Gouverneur, daß er daran Schuld sey. Dieser, um sich zu rechtfertigen, ließ bekannt machen daß er zwölftausend Livres zur Belohnung demjenigen geben wolle, der ihm den Seeräuber Bonnet tod oder lebendig herbeyschafte und schickte viele bewafnete Barken aus, ihn zu verfolgen.

Bonnet hatte sich in einem kleinen Fahrzeuge gerettet, und richtete seinen Lauf nach Norden; allein die üble Witterung nöthigte ihn wieder umzukehreu. Er begab sich nach einer kleinen Insel bey Charles-Town. Als der Gouverneur von dort es erfuhr, sandte er den Obristen Reth nochmals gegen ihn. Binnen einigen Tagen entdeckte er ihn mit einem seiner Kameraden, nahm sie beyde gefangen, und führte sie nach Charles-Town, wo man ihn auf Befehl des Gouvernements, in sichrer Verwahrung hielt, um ihm den Proceß zu machen.

Den 28sten Oktobr. 1718. hielt man in dieser Stadt Admiralitätsgericht, das bis zum 12ten November fortgesetzt wurde, um den Seeräubern den Proceß zu machen. Hier sind die Hauptartikel der gegen ihn gemachten Anklage:

Wir Geschworne des Königs unsers Oberherren sagen eydlich aus, daß den 2ten August in dem fünften Jahre der Regierung des Königs George, Sted-Bonnet, Marinier u. s. w. da sie sich auf dem hohen Meere, gegen das Kap Jakob unterm 39sten Grade, unter der Gerichtsbarkeit des Admiralitätshofes von Südamerika befunden, mit gewafneter Macht und als Seeräuber eine Kauffartheyscha-

theyschaluppe angegriffen, daß sie sich gegen alle göttliche und menschliche Gesetze der darauf befindlichen Mannschaft bemächtigt; daß sie besagte Schaluppe und alle darauf gewesene Waaren, nicht ohne Lebensgefahr des Bootsvolks weggenommen. Der zweyte Artikel betraf gleichfalls eine zur Prise gemachte Schaluppe, und war eben so eingerichtet, wie der Vorige. Ob man gleich von vielen andern Fakta die Belege hatte, so begnügte sich doch der Hof nur diese beyden anzuführen, weil diese zu ihrer Verdammung hinlänglich waren. Alle Seeräuber, den Bonnet ausgeschlossen, wurden zum Strange verurtheilt. Der Richter hielt eine pathetische Rede, sprach ihr Urtheil aus, und übergab sie den Schergen.

Hernach war man darauf bedacht, dem Bonnet den Proceß zu machen weil seine Flucht dessen Lauf gehemmt hatte. Er ward zu eben der Strafe verurtheilt. Man las ihm sein Urthel vor, und der Richter hielt eine sehr pathetische Rede zu ihm die er folgendermassen schloß: Nicht ich spreche euer Todesurtheil aus, sondern das Gesetz verlangt die Bestrafung eurer Verbrechen; die Rückführung nach dem Ort, von wannen ihr gekommen seyd; es verlangt, daß ihr von dort an den Ort

eurer Hinrichtung geführt, und gehangen werdet.

Gott, der unendlich barmherzige, erbarme sich eurer Seele.

Eilfter Artikel.

Leben des Hauptmanns Eduard England.

England hatte von Jugend auf den Matrosenstand ergriffen. Er diente als Steurmann auf einer Schaluppe, die nach Jamaika seegelte, und von einem Flibüstier, Namens Hauptmann Sinter, weggenommen, und nach la Providence geführt wurde. England nahm unter ihm Dienste, und erhielt das Kommando einer Schaluppe. Man erstaunte, daß ein Mann von Kopf und von so sanften Karakter, wie England, eine Lebensart ergriff, wobey man Räuber und grausam seyn muß. Er seegelte nach den Afrikanischen Küsten, nahm daselbst viele Schiffe weg, unter denen sich auch der Cadogen befand, dessen Patron Skinner genannt, von seinen eignen Leuten hingerichtet wurde. Als sie auf seinem Schiffe waren, entstand ein Streit unter ihnen. Skinner, um so viel Unordnung zu vermeiden,

meiden, schafte sie auf ein Kriegsschiff, war aber so unbillig, ihnen die Auszahlung ihres Soldes zu verweigern. Diese Bösewichter beschlossen, die Gelegenheit sich zu rächen, zu nutzen, und thaten es auf eine grausame Art. Sie befestigten ihn an einer Winde, und warfen eine Menge Bouteillen gegen ihn, die ihm fast den ganzen Leib durchschnitten. Hernach führten sie ihn Verdeck auf, Verdeck ab, und peitschten ihn aus Leibeskräften, ohne durch sein Bitten und durch sein Winseln gerührt zu werden; alsdenn ermordeten sie ihn.

England nahm bey den Azorischen und Grüne Vorgebürgs-Inseln die Schiffe jeglicher Nation weg; fuhr nach Gombie und Cap Corse herunter, und nahm noch viele Schiffe weg. Von da begab er sich nach Ostindien, wo er viele beträchtliche Prisen machte; von da nach Madagascar. In diesen Gewässern traf er auf zwey Englische Schiffe, und auf eins von Ostende. Das eine der Englischen Schiffe kommandirte Hauptmann Mackra, ein braver und erfahrner Mann. Die andern waren Memmen, die die Flucht ergriffen, sobald sie die Seeräuber gewahr wurden. Mackra hielt Stand, entschlossen, sich zu wehren. Er zeigte seinen Leuten aufs deutlichste, wie schänd-

lich es seye, wenn Leute, die zum Kampf geboren, ihr Leben durch eine Mämmenthat retten wolten. Die Seeräuber griffen ihn um zwey Uhr Nachmittags an. Er wehrte sich bis in die Nacht; nunmehr ließ er seine Leute in die Schaluppen steigen, stieg auch herein, und erreichte durch starkes Rudern das Land. Er machte nachher ein Mittel ausfindig, mit England, der ehmals sein genauer Freund gewesen, einen Vergleich zu treffen, und erhielt von ihm ein Schiff. Die Seeräuber wurden durch die günstigen Gesinnungen, die er gegen den Hauptmann Mackra geäusert, so aufgebracht, daß sie ihn absetzten, und ihn nöthigten, ihre Gesellschaft zu verlassen. Sie setzten ihn und noch drey andere auf die Insel St. Moriz aus. Hätten sie Angel- und Jagdzeug gehabt, so hätten sie leben können, weils hier viel Fische und Schweine gab. Sie fanden hier Planken, woraus sie eine Barke zimmerten, die sie nach Madagascar brachte. Hierselbst fanden sie viele ihrer Mitbrüder, die sie unter sich wohnen liessen, und ihnen behülflich waren, Hütten aufzubauen.

Zwölfter Artikel.

Geschichte der Marie Read.

Die Geschichte dieses sonderbaren Frauenzimmers würde allgemein für einen Roman gehalten werden, wenn man nicht deren Wahrheit durch die Akten ihres Processes erhärten könnte. Während der Referirung aus den Akten erfuhr man erst ihr Geschlecht, und alle Einwohner Jamaikas wusten nunmehr, wer sie war, und was sie gethan hatte.

Marie Read war in England geboren. Ihre Mutter verheyrathete sich sehr jung an einen Seemann. Er verließ sie bald, um eine Reise zu machen. Nach Verlauf einiger Monate gebar sie einen Sohn. Sie erwartete die Rückkehr ihres Mannes mit Ungeduld, sie bekam aber nie mehr etwas von ihm zu hören. Endlich riß ihr die Geduld, und sie ward zum zweyten mal schwanger. Als sie merkte, daß ihre Schwangerschaft ersichtlich werden wolte, begab sie sich mit ihrem Sohn aufs Land, der damals noch kein Jahr alt war, und kurz darauf starb. Die Mutter gieng ununterbrochen in ihrer Schwangerschaft fort, und gebar eine

Tochter, und dieß ist diese Marie Read, von der wir reden wollen.

Ihre Mutter blieb vier Jahr in ihrer Einsamkeit. Nach Verlauf dieser Zeit entschloß sie sich zu ihrer Schwiegermut- zu gehen, die sehr wohl bemittelt war. Damit ihr nun selbige beystehen möchte, kleidete sie ihre Tochter als einen Knaben an, und gab sie für das Kind aus, das sie aus ihrer Ehe mit dem Sohn dieser Frau gehabt hatte. Dieser Betrug gelang ihr sowohl, daß die Schwiegermutter das Kind zu sich nehmen wolte; allein die Mutter, aus Besorgniß, sie möchte gewahr werden, daß es ein Mädchen sey, und den völligen Zusammenhang entdecken, sagte zu ihr, sie könne sich nicht entschliessen, ein Kind zu verlassen, das der einzige Ueberrest von der Zärtlichkeit ihres Mannes seye. Die Schwiegermutter fand ihren Grund sehr triftig, und kam mit ihr überein, ihr für dessen Kost und Verpflegung eine gewisse Summe zu geben.

Die Mutter erzog Marie Read als einen Knaben; als sie aber zu einem gewissen Alter gelangte, entdeckte sie ihr das Geheimniß ihrer Geburt, und rieth es ihr, sowol als ihr Geschlecht nie zu offenbaren. Die vermeintliche Grosmutter starb, das Gehalt,

Gehalt, was Mariens Mutter von ihr gezogen, hörte auf. Mutter und Tochter stacken in dem Schooß des Elends. Indeß fand die Mutter Gelegenheit, Marien bey einer angesehnen Dame als Bedienten anzubringen. Da dieß Mädchen sich stark, muthig fühlte, verließ sie die Dienste der Dame, nahm welche auf einem Kriegsschiff, diente daselbst eine Zeitlang, ging hierauf nach Spanien, wo sie bey einem Regiment zu Fuß als Kadet Dienste nahm. Sie bezeugte bey jeder Gelegenheit Bravour, und gleichwol kam sie nicht höher hinauf. Sie ging unter die Reuterey, und ihr gutes Verhalten erwarb ihr die Achtung all ihrer Officire.

Indeß sie dem Mars diente, kam Venus, und plagte sie baß; sie entbrannte für einen ihrer Kameraden, einen gebornen Flamländer, und in allem Betracht schönen Jungen. Seit dem Augenblick ward sie staunend, nachläßig im Dienste, und äusserte kein Feuer, außer wenn sie ihren Geliebten begleiten muste. Wenn sie zusammen Parthey giengen, setzte sie sich der grösten Gefahr bloß, um das Vergnügen zu haben, dicht neben ihm zu seyn. Die wahre Triebfeder ihrer Handlungen merkte keiner von den Soldaten aus, selbst ihr Geliebter nicht. Er erstaunte zwar über eine so sonderbare Anhängig-

hängigkeit, schriebs aber biedrer Freundschaft zu. Nichts weniger läßt sich bergen denn Liebe. Diese Erfahrung machte Marie. Eines Tages, als sie sich mit ihrem Kriegsgefährten allein in ihrem Zelte befand, entdeckte sie ihm ihr Geschlecht auf eine Art, die nicht studirt schien. Anfänglich war sein Erstaunen außerordentlich, als er aber wieder zu sich gekommen war, wünschte er sich Glück ein Kebsweibgen gefunden zu haben, das er nur allein besitzen würde. Seine Erwartung schlug fehl; so viel Versuche er auch machte, konte er doch nie das Geringste von ihr erlangen. Kurz, er fand sie so bescheiden, so zurückhaltend, daß er das Projekt, sie zu seinem Kebsweibe zu machen, fahren ließ, und beschloß, sie zu seiner rechtmäßigen Frau zu machen.

Marie Read fühlte die ganze Wonne, die solcherley Erklärung bey einem tugendhaften Mädchen erregen kann. Sie versprachen einander die Ehe. Als das Regiment die Winterquartiere bezogen, erklärte Mary ihren Officieren ihr Geschlecht, kaufte Weiberkleider, und legte sie an. Ihr Liebhaber erhielt die Erlaubniß sie zu heyrathen. Die Ehe zweyer Kavaliere schien etwas so auserordentliches, daß die Einwohner der Stadt, worinn sie lagen, der priesterlichen Einseg-

nung

nung zuströmten. Beynahe alle Officiere der dortigen Besatzung waren dabey gegenwärtig, und rechneten sichs zur Pflicht, einer Frau ein Geschenk zu machen, die mit ihnen alle Gefahren des Krieges getheilet. Mary hielt um den Abschied ihres Mannes an, und bekam ihn sehr leicht. Das Geständnis ihres Geschlechts hatte ihr den ihrigen verschaft.

Sie mietheten bey dem Schloß Breda ein Haus, und herbergirten. Die Sonderbarkeit ihres Abentheurs führte viele Leute zu ihnen, und die Officiere von der Besatzung speisten regelmäßig alle Tage daselbst.

Marie Read schien auf dem Gipfel ihres Glücks zu seyn: allein sie erfuhr, daß kein Glück auf Erden von Dauer ist: ihr Mann starb in kurzem. Der Ryswicker Friede war Ursach, daß die Anzahl der zu Breda liegenden Truppen beträchtlich schmolz, und Marys Gasthof beynahe ganz öde wurde. So nach war diese junge Wittwe genöthigt, einen Stand zu verlassen, worinn sie das wenige, was sie sich erworben, hätte zusetzen müssen. Sie legte ihre Mannskleider wieder an, und begab sich nach Holland, wo sie bey einem Infanterieregimente Dienste nahm,

das

das in einer Grenzfestung zur Besatzung lag; da ihr aber der Friede die Hofnung höher zu steigen glatt abschnitt, beschloß sie, eine andre Parthie zu ergreifen, und schiffte sich auf ein Schiff ein, das nach Westindien bestimmt war.

Dieß Schiff wurde durch Englische Seeräuber zur Priese gemacht, geplündert und dann wieder gehn gelassen; Mary Read nahmen sie aber zu sich, weil sie der einzige Engländer war, der sich auf selbigen befand. Einige Zeit nachher ward der Pardon bekannt gemacht, den der König von England denen Seeräubern gewähren wollte, die sich einer von den Seeräubern anberaumten Zeit unterwerfen würden. Alle diejenigen, bey denen sich Mary befand, nahmen ihn an, und giengen hierhin, dahin, dorthin um den Rest ihrer Tage in Ruhe hinzubringen; allein in kurzem mangelte es ihnen an Geld, und da sie erfuhren, daß Hauptmann Woods, Gouverneur, ein Schiff ausrüstete, um gegen die Spanier auszulaufen, schiften sich Mary Read, und viele andere ihrer Kammeraden ein, des Vorsatzes, sich auf dieß Schiff zu begeben, in der Hoffnung, ihr Glück zu machen.

Kaum war das Schiff unter Seegel, so rebellirte die eine Hälfte der darauf befind-

findlichen Mannschaft gegen die andre. Die eine wolte das Seeräuberhandwerk wieder beginnen, und unter diesen befand sich Mary Read, die andre Helfte setzte sich dargegen. Nach vielen Streitigkeiten wurden sie insgesamt eins, Seeräuber zu werden, und das Schiff nahm seinen Lauf nach Jamaika, wo es eine grose Menge Schiffe, die aus England kamen, zu Prisen machte. Wenn sie irgend einen Handwerker fanden, den sie nutzen zu können glaubten, so behielten sie ihn.

Unter diesen Pyraten befand sich ein junger Mann, ungemein wohl gemacht, und von seltner Schönheit. Mary ward in selbigen so verliebt, daß sie in ein beständiges Staunen versank. Da sie bebefürchtete, er möchte gegen sie nicht ähnliche Gesinnungen hegen, so beschloß sie, ihm so lange ihr Geschlecht zu verbergen, bis daß er Freundschaft für sie fühlte. Da sie wuste, daß das Seeräuberleben den jungen Mann verhaßt war, gab sie ihm oft zu verstehen, sie fühle all das Schreckliche dieser Lebensart, und seye Willens, sie bey erster bester Gelegenheit fahren zu lassen. Ihr Projekt gelang ihr, und in kurzen knüpften sie eine enge Freundschaft. Nunmehr hielt sie es für Zeit, ihm ihr Geschlecht zu entdecken. Sie ließ gleichsam

von ungefehr ihren Busen sehn, der von ganz auserordentlicher Weiße war.

Ein so unerwarteter Anblick reizte die Neugier des jungen Mannes; er drang so lebhaft in sie, ihm zu sagen, was das sagen wolte, daß sie endlich besiegt durch sein dringendes Anhalten, wies schien, ihm das eröfnete, was ihr heißester Wunsch war, daß ers wissen möchte. Seine Freundschaft für sie verwandelte sich bald in Liebe. Marys Liebe gegen ihn nahm zu; sie gab hiervon einen Beweis durch eine Handlung, die so edelmüthig war, als die Liebe nur je eine erzeugt hatte. Es trug sich eines Tages zu, daß dieser junge Mann mit einem Händel bekam, als das Schiff bey einer Insel vor Anker lag. Sie beschieden sich auf diese Insel hin, um sich zu schlagen. Dieß erfuhr die Read, und da sie das Leben ihres Liebhabers dem ihrigen vorzog, beschloß sie, ihn aus der ihm bedrohenden Gefahr zu retten, und sich selbiger blos zu stellen. Zu dem Ende suchte sie Händel an dem Feinde ihres Mannes, und forderte ihn. Er nahm die Ausforderung an, und als sie auf dem Lande waren, drang sie so lebhaft in ihn, ihr zu folgen, daß dieser glaubte seine Ehre litte, wenn ers nicht thäte. Sie schlugen sich auf Säbel und Pistolen, Mary tödtete ihren Feind, und ließ

den

den Leichnam auf dem Platze. Es ist nicht zu läugnen, daß sie nicht oft Zweykämpfe gehabt, allein bey diesem führte Liebe ihr den Arm.

Ihr Liebhaber fand sich um die anberaumte Zeit auf dem zum Schlagen bestimmten Platz ein; wie erstaunte er aber nicht, als er an statt einen zum Angriff bereiten Feind einen todten Leichnam fand. Er errieth den Zusammenhang sogleich, eilte hin zu Mary'n, und bezeugte ihr seine Erkenntlichkeit in Ausdrücken, die Zärtlichkeit und Aufrichtigkeit ihm in den Mund legten. Sie versprachen einander die Ehe; welches Versprechen Mary für se gültig hielt, als sey es in Beyseyn eines Predigers geschehn; anders konnten sie ihre Ehe nicht schliessen. Kurz darauf ward sie schwanger.

Sie hatte den Entschluß gefaßt, das schreckliche Seeräuberhandwerk fahren zu lassen, so bald sie nur dazu Gelegenheit fände; allein das Schiff, worauf sie war, wurde durch eine armirte Schaluppe weggenommen. Das Faktum trug sich also zu.

John Rackan war Befehlshaber des Schiffes, worauf Mary sich befand. Er nahm viele Fahrzeuge unfern einer ge-

wissen Insel weg. Die Kaufleute wurden dadurch so schüchtern, daß keiner von ihnen mehr seine Waaren dem Meer anvertrauen wolte. Der Gouverneur armirte schnell eine Schaluppe, deren Kommando er dem Hauptmann Barnet gab, dessen Tapferkeit und Erfahrung er kannte. Barnet verfolgte den Rackan, holte ihn ein, griff ihn an, und eroberte ihn. Man versichert, daß während des Treffens nur drey Seeräuber auf dem Verdeck zu bleiben gewagt. Diese waren **Mary Read**, **Anna Bonny** (von der im folgenden Artikel) und ein Dritter. **Mary Read** soll auf alle diejenigen gefeuert haben, die nicht ins Treffen kommen wollen; sie tödtete deren einen, und verwundete deren viele.

Hauptmann Barnet führte die Seeräuber ans Land. Den 16ten Novembr. 1720. versammelte sich das Admiralitätsgericht zu St. Jago de la Vega, um ihnen ihr Urthel zu sprechen. Man verdammte sie alle zum Tode, bis auf zwey, die ihnen eingestanden, sie wären Weiber und schwanger. Man untersuchte das Faktum, und schob ihre Verurtheilung auf.

Als man die Sache der **Mary Read** zum Vortrag brachte, erklärte sie, die

Manns-

Mannspersonen, die sie erkannt, wären ihre rechtmäßigen Ehemänner gewesen, und bat das Gericht, bey ihrem Urthel einen Unterschied in ihren Verbrechen zu machen. Ihr Mann ward losgesprochen, weil ihn die Seeräuber entführt, und bey ihnen zu bleiben genöthigt hatten. Man frug die Mary Read, wer er seye, und konte von ihr nie eine andre Antwort bekommen, als die: Ein rechtschafner Mann, dem nichts mehr zuwider ist, als Seeräuberey. Auch hatte er so wol wie ich, beschlossen, diese Lebensart fahren zu lassen, und eine andere rechtschafnere zu ergreifen. Die Richter hatten Mitleiden mit ihr, und suchten sie zu retten, aber vergebens; sie musten ihr das Todesurtheil sprechen. Unter andern wurde ihr dargethan; daß Hauptmann Rackan, der hinter ihr Geschlecht gekommen war, sie gefragt: Was für Vergnügen sie daran fände, bey Seeräubern zu leben, wo ihr Leben in beständiger Gefahr schwebe; da es überdieß gewiß seye, daß sie die schmählichste Strafe würde auszustehn haben, wenn sie durch eins der Schiffe aufgebracht würde, die der König gegen die Seeräuber aussendete. Hierauf habe sie ihm geantwortet: Sie erschrecke vor den Galgen nicht; muthige Leute müsten den Tod nicht fürchten. Belegte man die Seeräuber nicht mit Le-

bensstrafen, fuhr sie fort, und hielte die Furcht nicht viele Männer zurück, so würde eine Menge Leute, die jetzt für Biedermänner gelten, obwol sie stets damit beschäftigt seyn, Wittwen und Waysen auszuplündern, oder ihre Nachbarn zu schikaniren, und ihnen ein Bein zu stellen, sich zur See begeben, um ungestraft zu rauben, und der Ocean würde von nichts als Lumpengesindel bedeckt seyn, wodurch der Handlung der Garaus würde gemacht werden. Sie läugnete diese Aussage, und fuhr in der Versichrung fort: sie sey entschlossen gewesen, sich mit ihrem Mann von den Seeräubern zu trennen, und den Rest ihres Lebens in Ruhe zuzubringen. Die Richter schoben, wie bereits gesagt, ihre Hinrichtung auf. Man glaubt, sie würde so gar Begnadigung erhalten haben; allein es befiel sie ein so heftiges Fieber, daß sie im Gefängnisse starb.

Bey dieser Frau schien alles ausserordentlich; sie besaß die grösten Tugenden und die grösten Laster. Ihre Keuschheit hielt Probe; sie brachte ihr Leben unter Soldaten zu, und um sich ihrer Viehheit zu entziehn, verbarg sie ihr Geschlecht. Indeß fand die Liebe Zugang zu ihrem Herzen; doch ließ sie dieselbige nicht zu der gewöhnlichen Schwä-

che herab sinken. Sie wolte rechtmäßige Frau, nicht Kebsfrau derer seyn, die sie liebte. Ihr Muth machte sie die grösten Gefahren trotzen; sie stürzte sich ohne Schaudern in die Wagnisse des Krieges, und feuerte durch ihr Beyspiel ihre Kameraden an; als sie aber Flibüstiere geworden, raubte sie ohne alles Bedenken fremdes Gut, überließ sich ohne Gewissensbisse den grösten Grausamkeiten.

Um in allen Stücken sonderbar zu seyn, hatte sie die Natur zu einer der schönsten Weiber ihrer Zeit gemacht. Unter Mannskleidern flößte sie bey nahe allen Weibern, die sie sahe, Liebe ein. Anna Bonny (deren Geschichte versprochner massen auf diese folgt) die wie sie Flibüstier war, hielt sie für eine junge und schöne Mannsperson, entdeckte ihr ihr Geschlecht, und ihre Leidenschaft für sie. Mary gab ihr das ihrige zu erkennen. Annens Liebe gegen sie verwandelte sich in Freundschaft. Diese beyden weiblichen Flibüstiers wurden unzertrennlich. Diese innige Freundschaft erregte in den Hauptmann Rackan, der Annens Geschlecht kannte, und von ihr begünstigt wurde, Eifersucht. In einem seiner eifersüchtigen Anfälle sagte er eines Tages zur Bonny, daß er ihrem neuen Liebhaber die Kehle abschneiden würde. Um ihn zu besänfti-

gen, theilte ihm die Bonny das Geheimniß der Read mit, bat aber, er möchte es niemanden entdecken. Rackan versprachs, und hielt sein Wort, bis zu dem Augenblick, da er mit seinen Leuten gefangen genommen wurde.

Dreyzehnter Artikel.

Leben der Anna Bonny.

Um den Leser zu befriedigen, der ohne Zweifel das Leben dieser beyden weiblichen Flibüstiers interessanter finden wird, als das Leben der übrigen, so wollen wir von ihrer Geburt anfangen.

Das Leben der Anna Bonny enthält so besondre Umstände, daß man hoft, der Leser wird sie mit Vergnügen lesen.

Anna Bonny ward in einer kleinen bey Cork in Jrrland gelegenen Stadt geboren. Ihr Vater war Advokat, sie aber aus einer Kebsehe geboren. Die Frau dieses Advocaten wurde von einer sehr gefährlichen Krankheit befallen; eine Folge der Wochen. Zur Wiedererlangung ihrer Gesundheit beschloß sie die Luft zu verändern; sie begab sich zu der Mutter ihres Mannes, die auf dem Lande lebte, und ließ ein Dienstmädchen bey ihrem

Manne,

Manne, der sie seiner Praxin halber nicht begleiten konnte, um ihm die Wirthschaft zu führen.

Dieses Mädchen war ein sehr niedliches Geschöpf. Ein junger Lohgerber aus der Nachbarschaft machte ihr täglich seine Aufwartung, und war willens, sie zu seiner Frau zu machen. Eines Tages, da er mit ihr bey dem Advocaten allein war, erhaschte er den Augenblick, wo sie zu thun hatte, und steckte einige auf einem Tisch stehende Teller ein. Es solte blosser Spaß seyn, allein es hatte die ernsthaftesten Folgen. Da das Mädchen die Teller nicht fand, und da sie wuste, daß niemand ins Haus gekommen war, als der junge Gerber, so war sie überzeugt, daß er sie weggenommen habe. Sie verlangte sie von ihm, mit dem Bedrohen: ihn den Gerichten zu überliefern. Das machte ihn furchtsam; er bat sie, allenthalben nachzusuchen, sie würde sie gewiß wieder finden. Das Mädchen ward ruhig, und gieng wieder an ihre Arbeit. Der junge Mensch gieng fort, und kam, da er alle Gelegenheit des Hauses wuste, durch eine Hinterthür wieder herein, stieg herauf in die Kammer des Mädchens, und legte die Teller zwischen ihre Bettücher, der Meynung, sie würde sie beym Niederlegen finden, und die ganze Sache würde für eine Schäckerey genommen werden.

Das

Das Mädchen, die nicht wuste, was er gethan hatte, gieng zu den Gerichten hin und gab ihn an. Da dieser glaubte, morgen würde alles an den Tag seyn, so kehrte er sich an den Schritt, den das Mädchen gethan, wenig; als er aber nach dreyen Tagen sahe, daß der Richter noch immer gegen ihn verfuhr, hielt ers für das Beste, sich zu verstecken. Er konnte nicht begreifen, warum die Magd die Sache noch weiter betreiben ließ, da sie doch die Teller wiedergefunden. Er glaubte, sie seye Willens, sie zu behalten, und diesen Diebstahl auf seine Rechnung zu bringen.

Während der Zeit genas die Frau des Advokaten, und kam mit ihrer Schwiegermutter zu ihrem Mann zurück. Die Magd sagte ihr, es wären Teller gestohlen worden, und der junge Gerber habe dieß gethan. Dieser erfuhr die Ankunft der Advokatenfrau, suchte sie zu sprechen, und erzählte ihr die ganze Tellergeschichte, mit der Versichrung: es sey blosse Schäckerey gewesen.

Anfänglich wollt es die Frau kaum glauben, er bat sie aber in die Kammer des Mädchens hinaufzugehn, und allenthalben nachzusuchen, sie würde sie daselbst gewiß finden. Sie that es, fieng an das Bette ihres Mädchens zu durchsuchen und

fand

fand sie. Sie kam herunter, sagte zu dem jungen Menschen, er solle nur ruhig seyn, die Klage gegen ihn solle aufgehoben werden.

Diese Begebenheit schien der Frau sehr sonderbar; sie hatte nie ihre Magd in dem Verdacht gehabt, und konnte nicht glauben, daß sie Willens seye, die Teller zu behalten. Nach vielem hin und her Denken, schloß sie, die Magd müsse seit der Zeit, daß die Teller in dieß Bette gelegt worden, nicht darinn geschlafen haben. Eyfersucht bemächtigte sich nun ihres Herzens, und sie muthmaßte, ihre Magd habe in ihrer Abwesenheit ihre Stelle in ihres Mannes Bette vertreten, und das seye die Ursach, warum die Teller solange unverrückt in dem ihrigen wären liegen geblieben. Sie rückerinnerte sich all der Kennzeichen, von Aufmerksamkeit, die ihr Mann gegen das Mädchen geäussert hatte. Ein lächeln, das in einer andern Verfassung für Kleinigkeit würde gehalten seyn, wurde für ein überzeugender Beweis von seiner Untreue angesehen. Der Mann, wie er die Ankunft seiner Frau vernommen, war, unter irgend einem Vorwand aufs Land gereißt. Diese Abwesenheit bestärkte sie in ihrer Eyfersucht, und machte sie noch erbitterter.

Sie

Selten verzeihen die Weiber dergleichen Beleidigungen. Diese hier beschloß, ihrer Magd das ganze Gewicht ihrer Rache fühlen zu lassen. Zu dem Ende legte sie die Teller wieder hin ins Bette, wo sie sie gefunden, befahl, selbiges weiß überzuziehn, weil sie darinn schlafen, und ihres der Schwiegermutter einräumen wolle. Die Magd gehorchte. Wie bestürzt ward sie, als sie die Teller fand! Sie beschloß sogleich, sich davon nichts merken zu lassen, weil sie einsahe, daß dadurch die Karte zwischen dem Manne und ihr könnte verrathen werden: sie schloß sie in ihre Lade ein, des Vorsatzes, sie in einem abgelegenen Winkel des Hauses hinzulegen, und sich nachher zu stellen, als hätte sie sie von ungefähr gefunden.

Die Frau legte sich wirklich in das Bette ihrer Magd, und war des Abendtheuers nicht gewärtig, das sich zutrug. Ihre Eyfersucht quälte sie dermassen, daß sie nicht schlafen konnte. Gegen Mitternacht hörte sie jemand in der Kammer gehn, sie hielt es anfänglich für Räuber, und war so erschrocken, daß sie nicht um Hülfe zu rufen vermochte; als sie aber sagen hörte: Schläfst du, Mary? und ihres Mannes Stimme erkannte, so verschwand ihre Furcht. Da sie ihrer Seits erkannt zu werden besorgte, so antwortete

sie gar nicht, und beschloß zu erwarten, was sich zutragen würde.

Der Mann legte sich ins Bette, und bewies ihr, wie sehr er die Magd liebte. Die Frau verließ das Bette, ehe es Tag ward, suchte ihre Schwiegermutter auf, und erzählte ihr alles, was vorgefallen war bis auf die mindesten Umstände. Der Mann, der seiner Seits befürchtete, man möchte dahinter kommen, daß er in dieser Kammer geschlafen, stand schnell auf und gieng fort.

Dieser Zufall überzeugte die Frau nur allzudeutlich von der Untreue ihres Mannes, und trieb ihre Eyfersucht aufs höchste. Sie beschloß die Rache gegen ihre Nebenbuhlerin nicht länger hinauszuschieben, ließ eine obrigkeitliche Person kommen, klagte ihre Magd des Diebstahls der Teller an, und ließ ihre Lade öfnen, worinn man sie fand. Man führte das Mädchen zum Friedensrichter, der sie ins Gefängnis schickte.

Der Mann kam gegen Mittag nach Hause, sich stellend, als wenn er vom Lande zurückkäme. Da er erfuhr, daß die Magd ins Gefängniß gebracht sey, ward er gegen seine Frau wild, die ihn ihrer Seits mit Beschimpfungen überhäufte.

Die

Die Mutter erklärte sich gegen ihren Sohn, und die Zänkerey ward noch heftiger. Mutter und Tochter kehrten wieder aufs Land zurück, und seit der Zeit sahe der Mann seine Frau nicht mehr.

Das Mädchen blieb sechs Monat im Gefängniß, und bemerkte, daß sie schwanger war. Nachdem sie vor die Gerichtsschrank kommen, wurde sie aus Ermanglung an Beweisen losgesprochen. Die Frau des Advokaten ließ weiter nicht gegen sie verfahren; sie wuste zu gut, daß ihr ganzes Verbrechen nur darinn bestand, daß sie ihr ihres Mannes Herz entführt; sonach widersetzte sie sich ihrer Wiederloslassung nicht. Kurz darauf kam die Magd mit einer Tochter nieder. Was dieß Abendtheuer noch sonderbarer machte, war, daß die Frau des Advokatens auch schwanger ward. Der Mann erfuhr dieß, und da er das von seiner Frau ihm gespielte Stückgen nicht wuste, glaubte er, sie nach ihren letzten Wochen nicht angerührt zu haben, und wurde seiner Seits eyfersüchtig. Indeß nahm er hieraus Gelegenheit, sein Betragen gegen sie zu rechtfertigen, und sprengte aus: er habe sie schon längst im Verdacht der Untreue gehabt, und nun habe er überzeugende Beweise, daß sein Verdacht gegründet sey. Sie kam mit zwey Kindern nie-

nieder, einem Knaben und einer Tochter.

Unter der Zeit war des Advokaten Mutter krank, sie ließ ihren Sohn zu sich kommen, um ihn mit seiner Frau auszusöhnen. Vergebens sagte man ihm, die beyden Kinder, die seine Frau geboren, wären von ihm; vergebens erzählte man ihm, wie er bey ihr gelegen, in dem Wahne bey seiner Magd zu liegen. Er beharrte auf seiner Weigerung. Diese Hartnäckigkeit, und sein ganzes Betragen, brachte die alte Mutter so in Harnisch, daß sie ihrer Tochter und deren Kindern durch ein Testament ihr ganzes Vermögen vermachte, und ihrem Sohn enterbte. Kurz darauf starb sie, und ihr Testament wurde vollzogen.

Nunmehr merkte der Sohn, wie unrecht er gehandelt, daß er sich nicht in seiner Mutter Verlangen gefügt; alles Vermögen, was er zu erwarten hatte, kam von ihr: Seine Frau, die mehr Liebe zu ihm hatte, als er verdiente, war so edel, ihn ungeachtet ihrer Scheidung einen Theil von dem Vermögen zufließen zu lassen, das ihr seine Mutter vermacht; sie setzte ihm ein jährliches Gehalt aus, das sie drey Jahre lang ihm richtig zahlen ließ. Da sie aber erfahren, daß er für die Tochter

ter, die er mit seiner Magd erziehlt, sehr viel Zuneigung hege, sie zu sich genommen habe, daß er um sein Spiel besser zu vertuschen ihr Knabenkleider angelegt, und sie für den Sohn eines seiner Verwandten ausgäbe, den er erzöge, um daraus in der Folge seinen Schreiber zu machen, so wachte alle ihre Eyfersucht auf. Um hinter die Wahrheit zu kommen, bat sie einen ihrer Freunde, die Sache aufs sorgfältigste zu untersuchen. Dieser Freund führte das Kind ganz allein spatzieren, entdeckte, daß es ein Mädchen und die Tochter der Magd sey, und daß der Advokat noch immer einen vertrauten Briefwechsel mit ihr führe.

Nunmehr zahlte die Frau dem Manne sein Jahrgeld nicht mehr aus, indem sie sagte: es sey unbillig mit dem Vermögen ihrer Kinder Bankarte zu ernähren. Der Mann, um sich an ihr zu rächen, nahm die Magd zu sich, und lebte öffentlich mit ihr. Dieß gab ein so groses Aergernis, daß alle seine Klienten ihn verließen. Er machte seine Sachen zu Gelde und begab sich nach Cork, wo er sich sammt seiner Magd und Tochter nach Carolina einschifte.

Als er daselbst angekommen, prakticirte er, legte sich zugleich aber auf die

Handlung und das mit so gutem Erfolg, daß er in kurzem im Stande war, sich sehr beträchtliche Ländereyen anzuschaffen.

Seine Magd galt für seine Frau, und besorgte das Innere seines Hauses, so als wenn sie es würklich gewesen wäre. Nach einiger Zeit starb sie, und nunmehr muste seine Tochter die Wirthschaft führen. Dies war Anne Bonny. Ein starkes und muthiges Mädgen, die aber etwas wildes in ihrem Karakter soll gehabt haben. Man versichert, sie soll eines Tages, da sie eben Wirthschaftssachen besorgt, gegen ihre Magd, eine Engländerin, so wüthend gewesen seyn, daß sie selbige mit einem Messer durchbohrte; ein ander mal einen jungen Menschen, der einen unziemlichen Griff wagte, so stark gebissen haben, daß er eine sehr beträchtliche Zeit krank lag.

Man hielt sie für eine sehr reiche Erbin, und ihr Vater war darauf bedacht, sie vortheilhaft zu verheyrathen, sie ward aber in einen jungen Matrosen verliebt, der weiter nichts hatte, als eine ansehnliche liebenswürdige Figur, und heyrathete ihn insgeheim.

Der junge Mensch glaubte sein Glück gemacht zu haben; allein er fand sich in

seiner Hofnung getäuscht. Wie der Advocate die Heyrath seiner Tochter erfahren, wurde er so gegen sie aufgebracht, daß er sie von sich jagte, und nie mehr wieder sehn wollte. Da der junge Mann sich ohne Hülfsquelle sahe, schifte er sich mit seiner Frau nach der Insel Providence ein, wo er einen Dienst zu finden hofte. Anne Bonny machte mit dem Seeräuber Rackan Bekanntschaft; er machte ihr fleißig Hof, und wuste sich in ihre Gewogenheit so einzuschmeicheln, daß er sie dahin beredete, ihren Mann zu verlassen. Sie kleidete sich als Mannsperson, und folgte dem Rackan aufs Meer. Kurz darauf ward sie schwanger, und als ihre Niederkunft heranrückte, setzte er sie auf der Insel Cuba ans Land, wo er sie einigen seiner Freunde anvertraute, die sie verpflegten. Als sie niedergekommen war, suchte Rackan sie auf, und nahm sie mit sich.

Als der Verruf (proclama) des Königs, durch welchen allen Seeräubern, die sich unterwerfen wollten, Verzeihung versprochen wurde, bekannt geworden, glaubte Rackan solchen nutzen zu müssen; allein einige Zeit nachher, da er zum Kreuzen gebraucht wurde, empörte er sich und ward wieder Seeräuber. Anne Bonny blieb stets seine getreue Gesellschafterin, und bewieß bey vielen Gelegenheiten, daß sie soviel

viel Muth habe, als je ein Flibüstier gehabt. Bey dem Treffen, wo man Rackans Schaluppe wegnahm, waren Anne Bonny, Marie Read und ein Dritter, wie wir bereits gesagt, die einzigen, die auf dem Verdeck zu bleiben wagten.

Viele von den vornehmsten Bewohnern Jamaikas hatten sie bey ihrem Vater gesehn, und erkannten sie, wie sie als Gefangne eingebracht wurde. Da sie diesen Mann schätzten, der stets den besten Leumund gehabt, so leisteten sie der Anne Bonny all die Dienste, die von ihnen abhiengen; man konnte aber das Verbrechen, daß sie ihrem Mann verlassen, und sich an einem Seeräuber gehängt, nicht rechtfertigen. An dem Tage, da Rackan hingerichtet wurde, bat er sichs zur Gnade aus, seine liebe Anne noch einmal sehen zu dürfen, ehe er stürbe. Sie sagte zu ihm: „es thut mir herzlich Leid, „euch in dem Zustande zu sehn; aber ihr „würdet nicht darinn seyn, wenn ihr als „Mann gestritten hättet.„

Da sie schwanger war, schob man ihren Proceß auf. Als sie ihre Wochen gehalten, sprach man das Todesurtheil über sie aus; aber die Vollstreckung dessen wurde etliche mal aufgeschoben; endlich gewährte man ihr Begnadigung.

Vierzehnter Artikel.

Leben des Hovel Davis.

Er ward zu Midlefort in der Provinz Monmuth in England geboren; kam endlich bis zum Steuermann auf einem Schiffe, der Cadogan von Bristol genannt, das Hauptmann Skinner kommandirte, als er von einigen aus dem Schiffsvolk des Hauptmann Englands hingerichtet wurde.

Da Davis sich geweigert hatte, bey den Seeräubern Dienste zu nehmen, sandte ihn England mit seinen Leuten zurück, und gab ihm einen versiegelten Brief, mit dem Befehl ihn nicht eher, als bis auf einer gewissen Höhe zu öfnen. Dieser Brief enthielt ein grosmüthiges Geschenk, das England dem Davis und seiner Mannschaft mit dem Schiffe und seiner ganzen Ladung machte, mit beygefügten Befehl nach Brasilien zu gehn, daselbst die Fracht zu verkaufen und das daraus gelößte unter einander zu theilen. Als Davis den Brief geöfnet, theilte er ihn seinen Gefährten mit und versprach dessen Inhalt pünktlich zu befolgen; sie widersetzten sich aber insgesamt einmüthig und wollten nach Barbados gehn, weil der gröste Theil der darauf befindlichen Güter den Kaufleuten

dieser Insel gehörte. Wie sie daselbst angekommen waren, berichteten sie den Tod des Hauptmann Skinner und den Vorschlag, den ihnen Davis gethan. Man setzte ihn ins Gefängnis, worinn er über ein Vierteljahr bleiben muste. Man gab ihm die Freyheit wieder, weil man ihn keiner seeräuberischen Handlung überführen konnte. Einige Zeit nachher gieng er nach der Insel Providenz, wo er auf einer von den Schaluppen gebraucht wurde, die der Gouverneur Rogers ausrüstete, um mit den Franzosen und Spaniern zu handeln. Der gröste Theil des Schiffsvolks bestand aus Seeräubern, die sich seit kurzen dem Verrufe des Königs unterworfen hatten. Davis, der die Schaluppe so wohlbemannt sahe, that seinen Gefährten den Vorschlag, sich Meister dieser Schaluppe, zu machen; sie nahmen diesen Vorschlag an, viele Matrosen, die sich in einer andern Schaluppe befanden, welche dem Hauptmann Rogers auch gehörte, schlugen sich zu ihm. Alle diejenigen, die ihrem Beyspiel nicht folgen wollten, wurden in eine zweyte Schaluppe gesetzt; allein Davis nahm ihnen alles ab, was er zur Ausführung seines Vorhabens dienlich fand.

Alle diese Bösewichter gaben dem Davis einstimmig das Kommando. Er hielt

eine Rede an sie, die dahin abzweckte, der ganzen Welt den Krieg zu erklären. Den Anfang machten sie damit, daß sie einen vor allem Ueberfall sichern Auffenthalt suchten; sie wählten Coxen, das an der westlichen Spitze der Insel Cuba liegt, woselbst die Durchfahrt so schmal ist, daß ein einziges Schiff einer ganzen Flotte den Durchgang wehren kann. Hierauf lief Davis auf Raub aus, fuhr längst der mitternächtlichen Küste von St. Domingo weg, und bemächtigte sich eines Französischen Gefäßes. Das Schiffsvolk darauf, sagte ihm, es sey den Tag zuvor ein ander Fahrzeug dieser Nation begegnet, das vier und zwanzig Kanonen und sechzig Mann bey sich hätte, und das vermuthlich den Lauf nehmen würde, den sie genommen hätten. Davis beschloß es anzugreifen, ob er gleich nicht mehr als fünf und dreyßig Mann hatte. Er that seinen Leuten den Vorschlag, sie fanden aber die Unternehmung zu verwägen. Auf seine Betheurung, daß er eine Kriegslist ersonnen, die unfehlbar gelingen müste, verwandelte sich die Furcht in Hofnung. Viele von seinen Leuten musten sich auf das eben weggenommene Fahrzeug begeben, der Gefangnen versicherte er sich. Nachdem all diese Anstalten getroffen worden, näherte er sich dem zweyten Französischen Schiff. Der Hauptmann von selbigem

digem über die Keckheit des Mannes erstaunt, befahl ihm, die Seegel zu streichen. Davis sagte, man würde die Sprache wohl ändern, wenn sein Kamerad ankommen würde; Sogleich gab er ihm die völlige Lage, das Französische Schiff antwortete ihm auf eben die Art. Der Anführer des weggenommenen Schiffes kam mit vollen Seegeln herzugeeilt, und nach dem ihm von Davis ertheilten Befehle, steckte er ein ganz betheertes Seegel auf, feuerte alle seine Kanonen ab, und damit es schien, als habe er mehr Mannschaft, als er wirklich hatte, ließ er alle Gefangnen aufs Verdeck steigen. Dieß jagte die Feinde so ins Horn, daß sie die Seegel strichen. Davis befahl dem Hauptmann mit zwanzigen von seinen Leuten an Bord zu kommen. Er ließ sie alle, den Hauptmann ausgenommen, mit Ketten und Banden belegen. Hierauf schickte er viere von seinen Soldaten an Bord, des zuerst weggenommenen Schiffs, um die Kanonen zu vernageln, und alles darauf befindliche Feuergewehr und Pulver zu sich zu nehmen, und hierauf sich an Bord des eben weggenommnen zu begeben, damit das Schifsvolk in das andre gehn konnte. Er gab dem Hauptmanne das Schiff wieder, den es so sehr verdroß, daß er sich von so wenig Mannschaft hatte zur Prise machen lassen, daß er sich ins Meer wür-

de gestürzt haben, wenn seine Leute ihn nicht daran verhindert gehabt.

Davis begab sich hierauf nach den Kap-Verdischen Inseln, und warf nach aufgesteckter Englischer Flagge zu St. Nicolaus Anker. Die dort befindlichen Portugiesen hielten ihn für einen Kaper, und nahmen ihn mit vieler Freundlichkeit auf. Er hielt sich sechs Wochen daselbst auf, machte eine Reise nach der Hauptstadt. Der Gouverneur und die Einwohner erwiesen ihnen alle ersinnliche Höflichkeiten; so gar die Frauenzimmer machten sich kein Bedenken daraus, ihnen das zu überlassen, was ihnen das kostbarste ist. Viele von seinen Gefährten fanden diesen Aufenthalt so angenehm, daß sie dort zu bleiben beschlossen. Davis begab sich hierauf nach der Insel Mayo; er fand viele Schiffe auf der Rhede, und plünderte sie alle. Als er sahe, daß täglich seine Truppe wuchs, bemächtigte er sich eins von jenen Schiffen, pflanzte sechszehn Kanonen darauf, und nannt es König Jakob. Von da seegelte er nach St. Jago, des Willens, daselbst Wasser einzunehmen. Er gieng selbst ans Land, um die bequemste Gegend dazu auszusuchen. Der Gouverneur ward ihn gewahr, und rückte ihm mit einigen Soldaten entgegen, um ihn näher zu besichtigen. Er gab dem Davis

vis zu erkennen, daß er ihn für einen Seeräuber hielt. Davis antwortete ihm mit Stolz, kehrte zu seinen Schiffen wieder zurück, theilte seinen Leuten die ihm von Gouverneur erwiesne Beleidigung mit, und auf die Versichrung, die er ihnen gab, daß es keine Unmöglichkeit sey, das Fort zu überrumpeln, versprachen sie ihm insgesamt, noch diese Nacht den Versuch zu machen. So bald es Nacht geworden war, begaben sie sich auf den Marsch, und langten daselbst an, ehe man von ihren Bewegungen einige Kundschaft hatte. Als es Tag ward, und man sahe, daß die Seeräuber die Belagerung des Forts beginnen wollten, so flüchteten alle, die sich darinn befanden, in das Haus des Gouverneurs, worinn sie sich so wohl verrammelten, daß die Seeräuber sich dessen nicht bemeistern konnten.

Als der Lerm sich im ganzen Lande verbreitet hatte, vereinigten sich die Bewohner verschiedner Gegenden, zogen den Seeräubern entgegen, und griffen sie an. Da diese sich nicht mächtig genug sahen, einer so grossen Menge zu widerstehen, vernagelten sie die Kanonen, und zogen sich in guter Ordnung zurück. Bey dieser Unternehmung verlor Davis drey Mann, die ihm zur Seite getödtet wurden. Er

verursachte den Portugiesen vielen Schaden, und zog daraus keinen Nutzen.

Nach dieser Expedition seegelte er nach der Küste von Guineea, that seinen Gefährten den Vorschlag, das Fort zu Gambia anzugreifen, woselbst man viel Gold und Silber verwahrte. Ob ihnen gleich die Einnahme dieses Platzes unmöglich schien, so willigten sie doch darein, einen Versuch zu wagen, weil sie zu ihrem Hauptmann ein blindes Zutrauen hatten.

Als sie in Angesicht des Schlosses waren, befahl Davis allen seinen Leuten, sich unter dem Verdeck zu halten, diejenigen ausgenommen, die mit der Regierung des Schiffs zu thun hatten, und näherte sich unter den Fort, woselbst er Anker warf. Er begab sich mit dem Schifspatron und den Wundarzt, als Kaufleute verkleidet, in einen Nachen. Ueberdieß nahm er sechs Mann mit sich, die er als Matrosen kleiden ließ.

Nachdem sie den Fus ans Land gesetzt, musten sie durch eine Gasse bewafneter Soldaten, und wurden aufs Schloß geführt. Der Gouverneur frug, wer sie wären, und woher sie kämen. Davis antwortete ihnen treuherzig: Kaufleute, die von Liverpol kämen, und Willens

wären,

wären, sich nach dem Flusse Senegall zu begeben, und daselbst Handlung zu treiben; da sie aber von zwey Französischen Kriegsschiffen wären aufgejagt worden, so wären sie nach dieser Küste gekommen, um hier Sklaven einzuhandeln. Der Gouverneur frug, was sie für Fracht hätten, versprach ihnen so viel Sklaven, als sie bedürften, und bat sie zum Mittagsessen. Davis kehrte unter dem Vorwande, seinen Leuten einige Befehle zu ertheilen, auf sein Schiff, mit dem Versprechen, noch vor Essens wieder zu kommen, und Europäische Liqueurs mitzubringen.

Er hatte die Beschaffenheit des Schlosses aufs sorgfältigste untersucht, und wahrgenommen, daß sich am Eingange nur eine Schildwacht befand; daß es herzlich schlecht bewacht wurde, daß aber der Saal des Gouverneurs voller Feuergewehr war. Wie er auf sein Schiff angekommen, befahl er, man solle sich der Mannschaft einer Schaluppe bemächtigen, die nicht weit davon vor Anker lag; er befurchte, selbige möchte ihn verrathen. Er befahl denen, die er zur Begleitung mitnahm, unter ihren Kleidern ein paar Pistolen zu verbergen, und während der Zeit, daß er auf dem Schlosse wäre, die Wache aufzuhalten.

Als

Als Davis auf dem Schlosse angekommen, schlug ihm der Gouverneur vor, einen Schluck vor dem Essen zu trinken. Es befand sich niemand weiter im Zimmer, als der Schiffspatron, der Wundarzt, der Gouverneur und dessen Bedienter. Davis machte sich der Gelegenheit zu Nutze, zog seine Pistole, bemächtigte sich des Gouverneurs, gab hierauf die mit seinen Gefährten verabredete Losung. Sie verrichteten ihre Schuldigkeit so wohl, daß sie sich ohne Verlust eines einzigen Mannes der wachthabenden Soldaten, und sodann derer auf dem Schlosse bemächtigten.

Nachdem dies geschehen, waren sie auf weiter nichts bedacht, als sich den Ueberrest des Tages zu ergötzen. Den folgenden Tag beschäftigten sie sich mit Plündern. Man hatte vor einiger Zeit den Theil des hier befindlichen Geldes weggeschaft, und ihre Beute war nicht so beträchtlich, als sie gehoft hatten. Gleichwohl fanden sie beynahe zweymal hundert und zwanzig tausend Pfund an Gold und Silber, und andre Reichthümer in Menge, die sie mit sich nahmen. Sie schleiften die Festungswerke, vernagelten die Kanonen und seegelten weiter.

In dem Augenblick, da sie Anker lichteten, wurden sie ein Schiff gewahr, das

mit vollen Seegeln auf sie zukam. Davis machte sich bereit, es zu empfangen. Es war ein Französischer Seeräuber, Namens la Bouse, der eine gute Prise zu machen hofte; als er aber die Stärke des Schiffes hatte kennen lernen, das er angreifen wollen, glaubte er sich selbst verloren. Indeß beschloß er, sich wo möglich, an Bord zu legen, gab ihm die völlige Lage, und steckte die schwarze Flagge aus. Davis that eben das. An diesen Flaggen erkannten sich die Seeräuber. Sie schickten von beyden Seiten Nachen an den Bord ihrer Schiffe, die beyden Hauptleute besprachen sich mit einander, und wünschten sich wegen dieser glücklichen Begegnung Glück. La Bouse bat den Davis, ihm zu erlauben, daß er so lange mit ihm fahren dürfte, bis er sich eines bessern Schiffs bemächtigt, als das seinige war. Davis erlaubte es ihm, und gab ihm sein Ehrenwort, ihm das erste Schiff abzutreten, dessen er sich bemeistern würde.

Sie kamen zu Sierra-Leona an, woselbst sie ein groses Schiff vor Anker liegen fanden, und beschlossen es anzugreifen. Davis Schiff war besser beseegelt, als la Bousens; er näherte sich dem ersten, in der Hofnung, sich dessen leicht zu bemächtigen. Der Feind erwartete es,

gab ihm die völlige Lage, und steckte die schwarze Flagge aus. Davis that eben das, und sogleich hörten die Feindseligkeiten von beyden Seiten auf. Es war ein Schiff von vier und zwanzig Kanonen, und wurde vom Hauptmann Cochelin kommandirt, der, höchst erfreut über diese Entdeckung, sich zum Davis und la Bouse schlug.

Diese Begegnung verursachte ihnen so viel Vergnügen, daß sie sich zwey Tage hindurch ergötzten; sie gründeten so gar darauf die höchsten Hofnungen. Die erste Unternehmung, die diese drey Bösewichter zu machen beschlossen, war der Angriff des Forts Sierra-Leona. Sie nahmen es leicht ein, hielten sich einige Tage hierselbst auf, um ihr Schiff kalfatern zu zu lassen. In der Zeit hatte ein fremdes Schiff das Unglück, hier Anker zu werfen. Davis bemächtigte sich dessen, und machte dem la Bouse damit ein Geschenk.

Die Einigkeit dauerte nicht lange, sie zerfielen, und alle ihre schönen Projekte giengen im Rauch auf. Eines Tages, als sie sich am Bord des Hauptmann Davis befanden, und frölich und guter Dinge waren, machte sie der Wein so warm, daß sie in Händel geriethen, förmlich mit ein-

einander brachen, und jeder eine andre Richtung nahm.

Davis begegnete vielen Schiffen, die er plünderte und gehen ließ. Er nahm zwey holländische Schiffe weg, deren eines sich nicht eher als nach einem tapfern Widerstande ergab. Es war reich beladen, führte den Gouverneur von Akra an Bord, der mit all seinen Mobilien nach Holland zurück kehrte. Davis fand auf selbigem bey nahe dreyhundert und funfzig tausend Pfund Silbers, und überdieß noch eine grosse Menge sehr kostbarer Waaren. Der Seeräuber begab sich hierauf nach der den Portugiesen behörigen Isle dû Prince. Als er daselbst angekommen, steckte er die Englische Flagge auf, und sagte zu denen, die man um ihn auszukundschaften geschickter, kommandire ein Englisches Kriegsschiff, und seye hergekommen auf die Seeräuber Jagd zu machen, die diese Küsten beunruhigten. Die Portugiesen, überzeugt, er sage die Wahrheit, erwiesen ihm die möglichsten Höflichkeiten, sandten ihm einen Lootsmann entgegen, ihn in den Hafen zu bringen, woselbst er Anker warf, und das Fort mit einigen Kanonenschüssen begrüste. Um ihm noch mehr Ehre zu erzeigen, sandte man ihm einen Trupp Soldaten entgegen, die ihn zum Gouverneur führten.

Dieser empfieng ihn mit vorzüglicher Achtung, und bot ihm frischen Mundvorrath an, dessen er benöthigt seyn konnte. Davis dankte ihm, und versicherte, daß er alles, was er nähme, bezahlen würde. Kurz, nach einigen wechselseitigen Komplimenten kehrte Davis an den Bord seines Schiffes zurück.

In eben der Zeit warf ein Französisches Schiff in diesem Hafen Anker, um den ihm fehlenden Proviant zu suchen. Davis kam der Gelust an es zu plündern, und um seiner Handlung einigen scheinbaren Vorwand zu geben, machte er bekannt, dieß sey ein Schiff, das mit den Seeräubern Verständniß hätte. Dieß wuste er dem Gouverneur so einleuchtend zu machen, daß dieser ihm die Erlaubniß ertheilte, nach seinem Gutbefinden zu handeln.

Einige Tage nachher begab sich Davis mit vielen von seinen Leuten ans Land, und giengen in ein Dorf, woselbst sich die Frau des Gouverneurs und die Weiber der vornehmsten Insulaner befanden. Was eigentlich das Projekt der Seeräuber war, weiß man nicht, was es aber auch seyn mochte, es gelang nicht; die Weiber retteten sich bey ihrer Annäherung ins Gehölz. Diese Sache machte Lermen; man erfuhr aber nicht den Urheber dieser

That

That, und warf auf den Davis nicht den mindesten Argwohn. Ehe Davis von dieser Insel abfuhr, wolte er Merkmahle hinterlassen, daß er sich daselbst aufgehalten. Zu dem Ende beschloß er, dem Gouverneur zwölf Mohrensklaven zum Geschenk zu machen, und ihm unterm Vorwand einer Bewirthung an Bord zu locken. Er war Willens, ihn in Ketten und Banden zu schlagen, und für seine Freyheit eine Summe von fünfmal hundert tausend Pfund zu fordern. Allein ein Portugiesischer Neger entdeckte die ganze Karte. Er wuste ihnen des Nachts zu entspringen, schwamm hinüber zum Gouverneur, und that ihm des Davis Projekt kund, auch sagte er, daß eben dieser Hauptmann es gewesen seye, der die Weiber in dem Dorfe, wohin sie sich geflüchtet, habe überfallen wollen. Der Gouverneur fand Verstellung fürs rathsamste; er nahm die Einladung der Seeräuber mit Höflichkeit an, und versprach mit vielen seiner Freunde sich an Bord zu begeben.

Den folgenden Tag begab sich Davis zum Gouverneur, und damit es ein Ansehn von Pomp hätte, ließ er sich durch viele Pyraten begleiten, die sich den Titel Lords gaben. Der Gouverneur empfing sie mit der grösten Artigkeit, schlug

ihnen vor, einen Spaziergang zu machen, u. einige Erfrischungen einzunehmen, bevor sie wieder an Bord giengen. Die Seeräuber hatten daraus nichts Arges, und nahmen den Vorschlag an. Während des Spazierengehns stiessen sie auf einen Hinterhalt, wo sie alle niedergemacht wurden, bis auf einen, der das Glück hatte das Schiff zu erreichen. Obgleich Davis tödtlich verwundet war, und auf Gottes Erdboden lag, so rafte er sich doch auf, um auf diejenigen eine Pistole abzubrennen, die ihre Hiebe und Stösse auf ihn verdoppeln wollten. Nach diesem letzten Wetterleuchten seines Muths und seiner Kräfte, sank er zurück, und gab den Geist auf.

Funfzehnter Artikel.

Leben des Hauptmanns Bartholomäus Roberts.

Als dieser Seeräuber, der dem Hinterhalte entronnen war, wo Davis umkam, auf dem Schiff angelangt war, und die Nachricht von seinem Tode mitgebracht, versammelten sich die Seeräuber insgesammt, um einen neuen Befehlshaber zu wählen. Roberts, der auf einem durch Davis weggenommenen Schiffe

Steur-

Steurmann gewesen, ward einstimmig zum Hauptmann erwählt, weil man seine Geschicklichkeit und seine Bravour kannte, von der er bey vielen Gelegenheiten Beweise gegeben. Indeß hatte er sich nicht länger als sechs Wochen bey dem Trupp befunden, und man hatte anfänglich einen Abscheu vor dieser Lebensart bey ihm verspührt, allein selbiger hörte auf, sobald er zum Befehlshaber ernannt war. Zu seiner Rechtfertigung, daß er diese Stelle angenommen, pflegte er zu sagen: da er einmal bestimmt wäre, unter Seeräubern sein Leben hinzubringen, wollt er ihnen lieber befehlen, als gehorchen.

Den Seeräubern gieng der Tod des Davis, der sich ihre Achtung und Freundschaft erworben, so nahe, daß sie beschlossen, Rache dafür zu nehmen, um welchen Preis es auch seye. Zu dem Ende schifften sich dreyßig Mann ein; ihr Anführer war Kennedy, der beherzt, unternehmend und grausam war. Man gab ihm Befehl, das Fort anzugreifen. Er rückte gerade auf die Feinde los, die in Schlachtordnung standen. Da diese die Seeräuber gerade auf sich losgehen sahen, nahmen sie die Flucht, und retteten sich ins Fort, und von da in die Stadt. Als die Seeräuber sich das Fort überlassen sahen, gingen sie in selbiges herein, und steckten

es an. Nachdem sie die Kanonen ins Meer geworfen, und die möglichste Verwüstung angerichtet, nahmen sie ruhig den Weg nach ihren Schiffen wieder zurück. Diese Rache schien ihnen für eine solche Beleidigung, als sie erlitten zu haben vorgaben, noch viel zu gelinde. Es thaten viele den Vorschlag, die Stadt anzugreifen, und sie, falls man sich ihrer bemeistern könnte, in Asche zu verwandeln; allein Roberts stellte ihnen die vortheilhafte Lage dieser Festung vor, und die Gefahr, der sie sich aussetzten, wenn sie unvorsichtig genug wären, diesen Angriff zu wagen. Diese Vorstellungen brachten sie auf andre Gedanken; sie begnügten sich die Kanonen auf die Häuser abzufeuern, die am deutlichsten zu erkennen waren, und die Portugiesischen Schiffe, die im Hafen lagen, in Brand zu stecken. Hierauf gingen sie unter Seegel, um neue Abentheuer aufzusuchen.

Nach vielem Herumstreifen, wobey nichts von Belang vorgefallen war, warfen sie an der Insel Ferdinand Anker, um ihre Schiffe kalfatern zu lassen, damit sie im Stande wären, längst den Küsten von Brasilien zu kreuzen. Nachdem sie ihre Anstalten getroffen, begaben sie sich dorthin, und kreuzten daselbst bey nahe neun Wochen herum, ohne auf ein Schiff zu

stossen

stossen. Das machte sie so muthlos, daß sie beschlossen, dies Land zu verlassen, und nach einer andern Seite zu gehn. Als sie sich auf der Höhe von der Bucht Allerheiligen befanden, begegneten sie einer Flotte von zwey und vierzig Portugiesischen Schiffen, die für Lissabon befrachtet waren. Sie lagen vor Anker, um zwey Kriegsschiffe von siebenzig Kanonen zu erwarten, die ihnen zur Bedeckung dienen sollten. Roberts stutzte über diese Begegnung, und beschloß, diese Schiffe anzugreifen. Seine Leute musten sich verbergen, er schloff zwischen der Flotte herein, näherte sich einem der grösten Schiffe, befahl dem Schiffspatron am Bord zu kommen, mit dem Bedrohen, wofern seine Leute den mindesten Widerstand thäten, ihnen kein Quartier zu geben. Erschreckt durch diese Drohungen sandten die Portugiesen ihren Hauptmann an den Bord des Seeräuberschiffs. Roberts empfieng ihn mit vieler Höflichkeit, sagte zu ihm: sie wären Glücksritter, verlangten bloß von ihm zu wissen, welches das reich beladenste Schiff aus der Flotte wäre. Er versprach ihn wieder an seinen Bord zu schicken, wenn er richtig verführe, und drohete, ihn zu tödten, wenn er ihn hintergienge.

Der Portugiesische Hauptmann zeigte ihm ein Schiff von vierzig Kanonen

und hundert und funfzig Mann an. Auf diese Nachricht näherten sich die Seeräuber dem Schiffe. Als sie nahe genug waren, um verstanden zu werden, nöthigten sie den als Gefangnen zurück behaltnen Kapitän, den Hauptmann des angezeigten Schiffs zu sagen: er solle am Bord kommen, weil er ihm Sachen von äuserster Wichtigkeit zu sagen habe. Er würde gleich kommen, antwortete Lezterer; allein die Seeräuber urtheilten aus den Bewegungen, die sie die Portugiesen machen sahen, man seye hinter ihr Projekt gekommen, und beschlossen, das Schiff gähling anzugreifen. Sie gaben ihm die Lage, enterten und suchten an Bord zu kommen. Lange dauerte der Streit nicht; die Seeräuber bemächtigten sich des Schiffs, nachdem sie eine grosse Anzahl Portugiesen getödtet. Es kam ein Schreck unter die Flotte, sie feuerte die Kanonen ab, und gab alle mögliche Zeichen, die Kriegsschiffe hiervon zu benachrichtigen. Man setzte sich so gar in den Stand, die Seeräuber anzugreifen, allein Roberts hielt sich wehrfertig, und zog sich mit seiner Prise zurück, ohne daß man ihn zu verfolgen wagte.

Nach dieser Expedition suchte Roberts mit seinen Gefährten einen Aufenthalt, wo sie ihre Reichthümer ruhig geniessen konnten. Diese letzte Priese war be-

beträchtlich. Sie bestand in goldnen Piastern, einem Diamantenkreuz, das für den König von Portugall bestimmt war, viele andre Kleinodien und Waaren von sehr grossem Werthe. Mit diesen Reichthümern begaben sie sich nach der Küste von Caiana, und liefen auf dem Fluß Surinam ein, wo sie eine Schaluppe wegnahmen, deren Mannschaft ihnen meldete, daß eine Brigantine, die von Rode-Island käme, und mit Proviant für die Küste bey sich führe, sey einige Tage mit ihnen gesegelt. Diese Nachricht erfreute die Seeräuber, weil ihr Vorrath sehr geschmolzen war. Kurz darauf entdeckten sie die Brigantine, und Roberts begab sich mit vierzig Mann in die Schaluppe, in der Hofnung, sich der Brigantine bald genug zu bemächtigen; er irrte sich aber; nachdem er die Brigantine viele Tage hindurch verfolgt hatte, verlor er sie aus den Augen, und befand sich mehr denn dreyßig Meilen von seinen Gefährten entfernt, ohne sie wieder einholen zu können; der Strom des Meers und widrige Winde machten alle seine Bemühungen dieserhalb vergebens. Er warf Anker, und schickte einen Nachen zu seinen Gefährten, um ihnen die traurige Lage zu melden, worinn er sich befand, und den Befehl, aufs schnellste zu ihnen zu stossen. Eine Unvorsichtigkeit, die ihn fast theuer wäre

zu stehn gekommen, war es. Mit einem male fehlte es ihnen an Wasser; die Noth brachte ihn auf den Gedanken, eine Art von Kuffe zu verfertigen, worinn sich einige seiner Leute ans Land begaben. Einige Tage nachher kam der Nachen wieder zurück, und brachte die Zeitung: Kennedy, der in seiner Abwesenheit das Kommando gehabt, habe sich mit der reichen Prise auf und von dannen gemacht. Man kan sich vorstellen, wie groß die Verzweiflung des Roberts und seiner Gefährten bey dieser traurigen Nachricht war. Wir wollen den Ausreißer Kennedy folgen, und hernach wieder zum Roberts kommen.

Der neue Trupp wählte den Kennedy zu seinem Hauptmann. Er that sein Möglichstes, seine Begleiter dahin zu bereden, daß sie das Seeräuberhandwerk fortsetzten. Viele waren seiner Meynung, doch eine noch grössere Anzahl verfocht die gegenseitige, und sagte: man müsse darauf denken, sich in Sicherheit zu setzen. Da sie nicht eins werden konnten, trafen sie die Abrede, daß bey erster bester Gelegenheit ein jeder hinziehn solte, wohin es ihm gut däuchte. Diesem Entschluß zu Folge theilten sie die Beute des Portugiesischen Schiffes, und machten den Patron von der Schaluppe, die man kürzlich am Ufer von Surinam weggenommen, mit jenem

Schiffe

Schiffe und der Hälfte seiner Befrachtung ein Geschenk; zur Erkenntlichkeit für die ihnen von der Brigantine ertheilten Nachricht. Sie setzten hierauf ihren Lauf nach Barbados fort, und nahmen bey dieser Insel ein Schiff weg, dessen Befehlshaber ein Quacker war. Knot, so hieß er, hatte keinerley Arten von Gewehr am Borde. Seine Reden waren so demüthig und so einschmeichelnd, daß acht Seeräuber sich entschlossen an seinen Bord zu gehn, überzeugt, daß dies eine günstige Gelegenheit seye, sich in Sicherheit zu setzen. Der Quacker hatte ein anders Projekt, das er so lange zu bergen wuste, bis er auf der Höhe von Virginien war. Er that dem Gouverneur zu wissen, wer die Passagiere waren, die er am Bord zu nehmen sich genöthigt gesehn. Die Seeräuber wurden ins Gefängniß gesetzt, und man suchte alle die auf, die ans Land gestiegen waren; man nahm sie gefangen, machte ihnen den Proceß, und hing sie alle auf.

Einige Tage nach der Eroberung des Quäkerischen Schiffes bemeisterte sich Kennedy einer von Boston kommenden Schaluppe, die mit Brod und Mehl beladen war. Alle diejenigen, die sich entschlossen hatten, das Seeräuberhandwerk fahren zu lassen, begaben sich an den Bord

dieser Schaluppe, unter andern Hauptmann Kennedy; allein die Seeräuber fasten den Entschluß, ihn ins Meer zu werfen, weil sie besorgten: er möchte sie bey seiner Ankunft in England verrathen. Sie wusten, daß dieser Mann zu allen schlechten Streichen aufgelegt war; da er ihnen aber zugeschworen, treu zu seyn, liesen sie ihn in die Schaluppe einschiffen. Nach einigen Tagen kamen sie in Schottland an, und verkauften ihre Schaluppe. Kennedy verließ seine Gefährten, und begab sich nach Irrland, seinem Vaterlande. Er lebte daselbst eine Zeitlang unentdeckt, nachdem er aber all sein Geld verthan, begab er sich nach Deptfort, wo eine liederliche Dirne, der er sein Geheimnis anzuvertrauen die Unvorsichtigkeit gehabt, ihn bey den Gerichten angab. Man setzte ihn ins Gefängnis, machte ihm den Prozeß, hing ihn. Diejenigen, die in Schottland geblieben waren, hatten das nemliche Loos. Indeß retteten sich sechs bis sieben von ihnen nach London, wo sie nicht entdeckt wurden.

Jetzt wollen wir sehn, was Roberts begann, nachdem er sein Schiff und seine Reichthümer verloren. Er war zu brav, sich der Verzweiflung zu überlassen. Er faste den Entschluß, nach Westindien zu gehn

gehn, und sich Ersatz für seinen Verlust zu verschaffen.

Nachdem er einige Tage geschift, stieß er auf zwey Schaluppen, die mit Proviant beladen waren, und nahm sie weg, was ihnen in seiner jetzigen Lage eine grose Hülfe war. Auch bemeisterte er sich einer Brigantine, und eines Bristolischen Schiffes, das mit Silber-Waaren und und Kriegsvorrath beladen war. Er nahm von selbigem alles weg, was in seinem Kram taugte, und ließ sie gehn. Viele von den Mannschaften dieser Schiffe gesellten sich zu ihm. Kaum erfuhr der Gouverneur von Barbados, daß Roberts diese Schiffe, weggenommen, so rüstete er ein Schiff mit zwanzig Kanonen aus, bemannte sie mit funfzig Leuten, gab dessen Kommando dem Hauptmann Rogers mit Befehl die Seeräuber unaufhörlich zu verfolgen, und hauptsächlich den Roberts.

Es währte nicht lange, so stieß Rogers auf den Roberts. Dieser näherte sich ihm mit vollen Seegeln, der Meynung, sich seiner bald zu bemächtigen. Als er einen Kanonenschuß von ihm war, ließ er dem Rogerts sagen: Er solle die Seegel streichen. Dieser antwortete ihm mit er völligen Lage. Da Roberts sahe, daß

daß sie sich nicht gewachsen waren, war er bedacht sich durch die Flucht aus der Verlegenheit zu ziehn. Er warf alle seine Kanonen ins Meer, um sein Schiff zu erleichtern, und spannte alle seine Seegel auf. Kurz er entrann dieser Gefahr glücklich. Er war aber so aufgebracht, daß er schwur keinem Schiff von Barbados Quartier zu geben, und er hielt seinen Schwur.

Wenig Tage darauf befand er sich in eben so dringender Gefahr, und hatte gleichfalls das Glück, sich aus selbiger zu ziehn. Da der Gouverneur von Martinique erfuhr, daß die Seeräuber bey dieser Insel Anker geworfen, schickte er ihnen zwey armirte Schaluppen entgegen, allein die Seeräuber giengen eben unter Seegel, als die Schaluppen ankamen. Roberts richtete seinen Lauf nach Neufundland und lief in den Hafen von Trepassi mit klingendem Spiel und fliegender schwarzer Flagge ein. In diesem Hafen befanden sich zwey und zwanzig Schiffe, deren Mannschaft sich aufs Land rettete, als die Seeräuber erschienen. Diese hier plünderten alle die Schiffe, verbrannten nachher einige, bohrten die andern in den Grund, kurz vernichteten alle, bis auf eins, das sie zu ihrem Gebrauch aufhuben. Sie verwüsteten alle Plantagen der Einwohner

und verursachten in diesem Lande einen unschätzbaren Verlust. Kurze Zeit nachher stießen sie auf neun Französische Fahrzeuge, die sie gleichfalls vernichteten, bis auf eins mit zwanzig Kanonen, das sie gegen das umtauschten, was sie aufbewahrt hatten, und ließen die Mannschaft aus all den Schiffen, die sie zernichtet hatten, auf selbiges steigen. Eine Menge andrer Schiffe hatten das nemliche Schiksal. Unter den Letzten befand sich ein Londner Schiff, an dessen Bord eine Menge Passagiere sich befanden, denen diese Bösewichter die Tortur gaben, um ihnen das Geständnis, wo ihr Geld sey, auszupressen. Sie durchrannten das Schiff, zerhackten alle darauf befindlichen Kuffer, und warfen sie ins Meer. Endlich stießen sie diese gräßlichen Drohungen aus: **Wir schlagen dem König und dem Parlement ein Schnippchen, verlangen seinen Pardon nicht. Den Galgen fürchten wir nicht. Werden wir überwunden, so zünden wir die Pulverkammer an, und fahren mit Freuden zur Hölle.**

Nachdem sie eine Menge Schiffe geplündert und verbrannt hatten, seegelten sie nach St. Christoph, um daselbst frische Lebensmittel zu suchen, denn es fieng bereits wieder an, ihnen daran zu fehlen. Da ihnen der Gouverneur selbige nicht

wollte

wolte reichen lassen, feuerten sie auf die Stadt los, und verbrannten zwey im Hafen befindliche Schiffe. Hernach seegelten sie auf eine Insel, deren Gouverneur ihnen alle Erfordernisse verschafte, und die Einwohner empfiengen sie aufs beste. Da die Seeräuber Geld mit vollen Händen ausstreuten, so schmeichelten sie sich in die Gunst der dortigen Weiber leicht ein.

Als sie, so zu sagen, der Vergnügungen überdrüßig waren, seegelten sie fort, des Vorsatzes, nach den Guineischen Küsten zu gehn. Unterwegs stieß ihnen ein sehr reichbeladnes Französisches Schiff von Martinique auf. Sie sagten zum Hauptmann, er möchte sein Schiff verlassen, und fügten hinzu: Tausch ist kein Diebstahl! Hernach machten sie ihm viel ironische Komplimente über seinen Edelmuth. Sie nannten das neue Schiff la Fortüne Royale, und setzten auf selbigem ihren Lauf fort.

Auf dieser Reise machte Roberts einen Fehler, der ihn und alle seine Leute bey einem Haar völlig unglücklich gemacht hätte. Er war Willens nach einer von den Cap-Verdischen Inseln zu gehn, und daselbst frischen Mundvorrath einzunehmen, ehe er nach Guinea gieng; er nahm aber eine solche falsche Richtung,

daß es ihm nicht möglich war, nach diesem Vorgebürge, ja selbst nicht einmal nach irgend einem Hafen von Afrika zu kommen, so daß er sich genöthigt sahe mit gutem Winde nach Westindien zurück zu kehren. Er beschloß nach Surinam zu gehn, ob es gleich siebenhundert Meilen von hier entfernt lag. Während dieser ganzen Fahrt hatten sie nur ein einziges Faß mit frischen Wasser, und damit sollten sich hundert und zwanzig Personen (so stark war seine Mannschaft) behelfen. Man kan leicht erachten, wie mächtig ihre Verzweiflung war, als sie sich so insgesammt am Rande des Todes erblickten. Die Erinnerung an ihre Verbrechen und die Gewissensbisse vermehrten noch das Gräsliche ihrer Lage. Indeß setzten sie ihren Lauf fort, bis das wenige frische Wasser, das ihnen noch übrig geblieben, und die Liquers, die sie hatten, völlig verzehrt waren. Jetzt bebten sie vor dem Gedanken des Todes, der ihnen gewiß schien, zusammen. Die Pein, die ihnen ein unerträglicher Durst verursachte, und die wenige Hoffnung, selbigem abzuhelfen, vermehrten nur noch ihre Gewissensbisse.|

In dieser äussersten Noth tranken viele ihren Harn, andre nahmen zu dem Seewasser ihre Zuflucht, welches ihren Durst

nur

nur noch vermehrte, und sie schneller in die Arme des Todes führte. Einige kamen aus Kraftlosigkeit um. Nur diejenigen, die nur soviel aßen, als sie zur Fristung ihres Lebens bedurften, hatten das Glück durchzukommen. Nachdem sie viele Tage ungegessen zugebracht hatten, warfen sie den Anker sieben Klafter tief, das gab ih- Hoffnung, bald Land zu sehn, in der That sahen sie es auf den folgenden Tag, es war aber so fern entlegen, daß sie verzweifelten, lange genug zu leben, um dort anzukommen. Einige begaben sich noch vor der Schaluppe fort, so ungedultig waren sie, ans Land zu kommen, und frisches Wasser zu bekommen. Es gelang ihnen so ziemlich; sie kamen noch denselbigen Tag wieder, brachten soviel Wasser mit, als die Barke fassen konnte, und retteten dadurch der ganzen Mannschaft das Leben.

Das Ungemach, das sie ausgestanden, hätte sie, so sollte man denken, zu sich selbst bringen sollen, allein ihre Bosheit nahm nur noch zu. Sie nahmen kurz nachher viele andre Schiffe weg, und plünderten sie, und da sie von deren Mannschaft erfahren, daß der Gouverneur von Martinique zwey wohlarmirte Schaluppen ausgesandt habe, um auf sie Jagd zu machen, so beschlossen sie, sich dafür zu rächen. Um darinn zu glücken, giengen sie nach

den

den Küsten dieser Insel, wo sie die Loosung gaben, durch welche die Schleichhändler sich gemeiniglich zu erkennen geben. Die Einwohner fanden sich daselbst in grosser Anzahl ein, der Meynung, es wären Kaufleute, die Handels halber hier her kämen. Roberts hielt einen nach dem andern zurück, und mishandelte sie, um sich an dem Gouverneur zu rächen. Nachdem er ihnen all das Geld und all die Waaren weggenommen hatte, die sie zum Umsatz mitgebracht, steckte er ihre Schiffe, deren wenigstens zwanzig waren, alle in Brand. Einige davon bewahrte er auf, um diese Unglücklichen wieder ans Land zu schicken, und um noch Hohn zu den erlittenen Leiden zu fügen, sagte er auf eine höhnende Art zu ihnen: er wünsche ihnen oft dergleichen Besuche.

Er machte noch einige beträchtliche Prisen, und begab sich in einen Hafen von dem mitternächtlichen Theil, der den Spaniern behörigen Insel St. Domingo, woselbst sich der Präsident aufhielt. An ihn wurde von den Sentenzen appellirt, die in den Gerichtsbarkeiten der übrigen westlichen dem Könige von Spanien unterworfnen Inseln gefällt werden. Diese Insel ist in Rücksicht auf ihre Größe nicht bevölkert genug. Es sind in selbiger viele

gute Häfen, in welche sich die Franzosen in völliger Sicherheit hinflüchten.

Die Seeräuber hielten sich viele Monate hier auf, um ihre Schiffe zu kalfatern, und sich von ihren Strapatzen zu erholen. Sie überliessen sich daselbst der Völlerey und ihren gewöhnlichen Ausschweifungen, so daß sie in kurzem ihre Vorräthe aufgezehrt hatten; nachdem sie sich aber wieder in See begaben, stießen sie auf ein Schiff, das ihnen deren in Ueberfluß verschafte.

Nachdem sie viele Streifereyen auf der Küste von Westindien gemacht, beschlossen sie auf den Guineischen Küsten zu kreuzen in Hofnung, daselbst Prisen von mehrerem Belang zu machen. Zu dem Ende sandten sie einige von den weggenommenen Schiffen zurück, steckten die übrigen in Brand, und behielten nur ein einziges davon das sie zu ihrem Gebrauch armirten. Die Anzahl der Schiffe, die sie unterwegs Prise machten, ist unsäglich. Viele wurden verbrannt, andre in den Grund gebohrt, einige frey gelassen, wie es den Bösewichtern einfiel. Ehe sie auf den Afrikanischen Küsten ankamen, machte sich Hauptmann Anstis, dem Roberts das Kommando der Brigantine anvertraut, einer dunkeln Nacht zu Nutze, sich von ihm zu trennen, und man ward seine Flucht erst den folgenden Tag gewahr.

gewahr. Roberts verdroß dies um so mehr, da er selbst Schuld daran war. Der Vorfall war eigentlich der:

Eines Tages, als sie vor Anker lagen, um Wasser einzunehmen, wurde Roberts durch einen trunknen Seeräuber beleidigt, den er auf der Stelle niederstieß. Diese viehische That jagte viele von seinen Leuten in Harnisch, und besonders einen jungen Mann, der ein genauer Freund des eben Getödteten war. Jones hieß er, ein feuriger, siedender Junge. Er konnte seinen Zorn nicht in Gebiß halten, und stieß gegen Roberts eine Menge Schimpfworte aus. Diesem wurmte dieß nicht wenig, er rannte mit bloßem Degen auf Jones zu, und verwundete ihn sehr gefährlich. Ungeachtet seiner Wunde warf sich der junge Mann über Roberts her, schleuderte ihn zu Boden und mishandelte ihn grausamlich. Diese Begebenheit säte Zwietracht unter den Seeräubern aus, sie würden sogar allesammt in Händegemenge gekommen seyn, wenn sich nicht der Schiedemann darein gelegt, und sie endlich besänftigt hätte. Indessen glaubten viele, die Würde des Hauptmanns seye bey diesem Vorfall gekränkt worden, und Jones müsse für seine Verwegenheit bestraft werden. Man verdammte ihn einstimmig, zweymal Gassen zu lauffen. Dieß

geschahe auch zwey Tage nach seiner Heilung.

Da Jones mit Unrecht diese Strafe erlitten zu haben glaubte, war er auf Mittel bedacht, sich dieserhalb zu rächen. Er wandte sich an diejenigen, die sich auf der Brigantine befanden, und wuste es so schlau einzurichten, daß der Hauptmann, der Roberts hochfahrendes Wesen nicht wohl verdauen konte, mit in den Komplot trat. Nachdem sich Jones an den Bord des Schiffes begeben hatte, das Kapitän Anstins führte, (er gab es für Besuch aus, den er ihm machen wollte) so bestätigte er ihn doch in seinem gefasten Entschluß, Roberts zu verlassen. Obgleich dieser Verlust von nicht wenigem Belang, indem die Brigantine sehr wohl beseegelt war, und siebenzig Leute darauf, so ließ er sich dadurch doch nicht ausser Fassung bringen, und setzte seinen Lauf nach den Afrikanischen Küsten fort, von denen er damals nur vierhundert Meilen entfernt war. Er langte jenseits des Flusses Senegal an. Da auf dieser Küste ein beträchtlicher Handel mit Gummi getrieben wird, so halten die Franzosen gemeiniglich einige Schiffe, die dort herumkreuzen müssen, um das Einschwärzen zu verwehren. Da zwey von diesen Französischen Schiffen — das eine führte sechzehn Kanonen und fünf und sieben-

benzig Mann, und das andre zehn Kanonen und sechs und sechzig Mann — den Roberts hatten kommen sehn, so setzten sie alle ihre Seegel bey, um auf ihn Jagd zu machen. Sie hatten ihn anfänglich für einen Kauffartheyfahrer gehalten, der einschwärzen wollte. Sie erstaunten aber äusserst, als sie an seiner schwarzen Flagge ihn für einen Korsaren erkannten. Da sie sich zu nahe gewagt, um sich retten zu können, so hielten sie es für das rathsamste sich ohne den mindesten Widerstand zu ergeben.

Die Seeräuber behielten diese beyden Schiffe zu ihrem Gebrauch. Das größte war zum Raubauslaufen armirt und das andre machten sie zum Lichter (*) um sich dessen beym Kalfatern ihrer Schiffe zu bedienen. Hierauf giengen sie nach Sierra-Leona, wo sie Anker warfen. Da die Mündung dieses Flusses sehr geräumig ist, und wegen der vielen kleinen Buchten, die er formt, zur Verproviantirung der Schiffe sehr geschickt ist, so wählten sich die Seeräuber diesen Ort. Diese Küste wird von Engländern bewohnt, die den besten Theil ihres Lebens mit dem See-

(*) Ein leeres Schiff, das man hinten an ein anders hängt, sich dessen im Nothfall zu bedienen.

räuber- oder Boukaniers-Handwerke hingebracht haben. Diese Engländer leben friedlich mit den Einwohnern des Landes; die sich ein Vergnügen daraus machen, ihnen zu dienen. Die Männer sind ziemlich treuherzig und die Weiber so unterwürfig, daß sie nicht wissen, was das heist, jemanden etwas abschlagen, sogar ihre Gunstbezeigungen können sie nicht verweigern. Unter den Engländern ist ein Greis, den sie mit dem Namen, der **Wäscher**, bezeichnen. Er hat sich durch seine Räubereyen großes Ansehn erworben, besitzt in dieser kleinen Kolonie das schönste Haus, und nimmt die Seeräuber, die hier anlangen, ungemein wohl auf, und begrüst sie mit zwey oder drey Kanonen, die immer vor seiner Thüre stehn. Diese Leute thun durch den Briefwechsel, den sie mit den Schleichhändlern führen, der Königlichen Englischen Handlungskompagnie in Afrika vielen Schaden. Zwar hat die Kompagnie in einiger Entfernung auf einer Insel, Bence genannt, ein Fort; es dient aber zu weiter nichts, als blos die Sklaven in Sicherheit zu bringen. **Roberts** hielt sich einige Wochen hier auf, um seine Schiffe kalfatern zu lassen, und um sich zu vergnügen, wobey er — wie Leute seines Gelichters pflegen — viel Ausschweifungen begieng. Er erfuhr, daß zwey Englische Kriegsschiffe, jedes zu funfzig

Kanonen, seit kurzen diesen Fluß verlassen hatten, und nur erst nach einiger Zeit wieder zurückkommen würden. Dieses Umstandes wolte er sich zur Erfüllung seiner Projekte bedienen, und segelte mit dem Vorsatze ab, längst dieser Küste zu kreuzen. Er nahm alle Schiffe weg, denen er aufstieß, und plünderte sie. Dieser Räuber begnügte sich nicht damit, das zu nehmen, was in seinen Kram dienen konnte, sondern ließ alles, was nicht darein taugte, ins Meer werfen. Hauptmann Gee, Befehlshaber des, der Afrikanischen Handlungskompagnie zuständigen Schiffes le Anflose, hatte das Unglück diesen Seeräubern während der Zeit in die Hände zu fallen, da sich ein Theil seiner Leute auf dem Lande befand, und Wasser suchte. Viele von seinen Matrosen, denen die Lebensart der Seeräuber äusserst gefiel, traten zu ihnen über. Sogar viele Soldaten, die sich am Borde des Schiffs von der Handlungskompagnie befanden, und zur Verstärkung des Cap Corse-Castle bestimmt waren, schlugen sich zu ihnen. Anfänglich wollten die Seeräuber in ihren Vorschlag nicht willigen. Endlich nahmen sie doch deren einige auf, allein unter dem Beding, daß viere von ihnen nicht mehr Antheil an der Beute bekommen, als einer von ihnen.

Es befand sich auf dem Schiffe ein Geistlicher, der nach Cap Corse-Castle gieng, um daselbst die Kapellansstelle zu vertreten. Die Seeräuber nahmen sich vor, ihn bey sich zu behalten, und sagten: Das wäre noch das Einzige, was ihnen fehlte. Sie boten ihm einen beträchtlichen Theil von der zu machenden Beute an, wenn er sich entschließen wollte, ihr Schiffskapellan zu seyn, und setzten hinzu: seine Verrichtungen solten blos in Beten und Punsch machen bestehn. Indeß hatten sie doch Achtung für ihn; sie erlaubten ihm, sich zurückzubegeben, und alles was ihm zugehörte mitzunehmen. Er machte sich so günstige Gesinnungen zu Nutze und forderte nicht nur seine Sachen, sondern auch noch viele andre zurück, die er den Eignern wieder zustellte. Von seiner Haabe behielten die Seeräuber nichts zurück, als drey Gebetbücher und einen Korkzieher.

Sie vertauschten ihr Schiff gegen das Schiff der Handlungskompagnie, schickten den Hauptmann Gee auf selbiges, und sandten ihn zurück. Das Schiff, das sie behielten, war eine schöne neugebaute Fregatte; sie brachten vierzig Kanonen auf selbige. Von da begab sich Roberts nach Alt-Calabar; ein für die Seeräuber sehr bequemer und sehr sichrer Ort, und das wegen einer Sandbank, die nicht tiefer ist,

als vier Fuß, und den Kriegsschiffen das Einlaufen sehr erschweret, und höchst gefährlich macht.

Nachdem die Schwarzen erfahren, daß sie Seeräuber waren, weigerten sie sich, den geringsten Verkehr mit ihnen zu haben. Roberts, dem diese Beschimpfung verdroß, ließ vierzig Mann ans Land steigen, mit Befehl, sie zu nöthigen, daß sie mit ihnen handelten, wofern sies aber platterdings nicht wollten, sie aufs äuserste zu verfolgen. Die Schwarzen versammelten sich an der Zahl zwey tausend, um ihnen das Landen zu verwehren; nachdem aber die Seeräuber, vermittelst ihrer Kanonen, das Land gewonnen, näherten sie sich ihnen bis auf einen Pistolenschuß. Die Schwarzen wagten es nicht, sie festen Fusses zu erwarten, und zogen sich nach einigen Verluste zurück. Die Seeräuber rückten weiter vor ins Land, steckten die Stadt Calabar in Brand. Dieß setzte die Eingebornen des Landes in ein solches Schrecken, daß sich keiner mehr hervorwagte. Da die Seeräuber sahen, daß sie von ihnen keinen frischen Proviant bekommen konnten, gingen sie unter Seegel nach Anna-Bona, um daselbst Wasser einzunehmen, und sich mit neuem Mundvorrath zu versorgen. Sie machten viele Prisen, unter welchen König Salomo, der

der Königl. Afrikanischen Handlungskompagnie zugehörte, und sich ohne den mindesten Widerstand ergab, die beträchtlichste war. Da sich Roberts dem Schiffe nicht nähern konte, hatte er eine Schaluppe hingeschickt, sich dessen zu bemächtigen. Der Hauptmann that alles, was er konnte, seine Leute zur Gegenwehr anzutreiben; allein der Steuermann wolte ihn nicht hören, und legte im Namen des Königs die Waffen nieder. Das ganze Schiffsvolk folgte seinem Beyspiel, und bat um Quartier; sonach bemeisterten sich die Seeräuber, obgleich ihre Anzahl geringer war, dieses reichen Schiffes, und plünderten es. Alle Waaren, die ihnen nicht anstanden, wurden ins Meer geworfen. Desselben Tages nahmen die Seeräuber ein Seeländisches Schiff weg, das Hauptmann Fleßingue kommandirte. Er diente ihnen viele Tage lang zum Spieldinge. Unter seinem Mundvorrathe befand sich eine Anzahl Bratwürste, die seine Frau selbst verfertigt hatte, damit ihr Mann auf dieser Reise sich eine Güte thun könnte. Die Seeräuber machten daraus eine Art Halsband, das sie ihn umhingen, sodann führten sie ihm auf dem Verdeck herum, und nachdem sie über diese Bratwürste viele Schnurren getrieben, warfen sie selbige ins Meer. Andre tödteten seine Hüner, und luden ihn feyerlich ein, zu ihnen zu kommen,

men, und seinen Antheil zu verzehren, doch müsse er keinen Wein mitbringen. Das alles muste er sich gefallen lassen. Während des Essens führten diese Bösewichter so ruchlose abscheuliche Reden, daß ihn Grausen und Entsetzen befiel. Die Einwohner dieser Küste erschracken über die Ankunft der Seeräuber nicht wenig, und liessen den Holländern und Engländern der benachbarten Handelsplätze sagen: sie möchten auf ihrer Hut stehen. Da die Seeräuber dies erfuhren, zogen sie sich zurück, aus Furcht, ein längrer Aufenthalt allhier möchte ihnen nicht wohl bekommen. Sie begaben sich nach der Rhede von Whyday, wo sie eilf Schiffe von verschiednen Nationen fanden. Da der gröste Theil der Matrosen und Befehlshaber sich auf dem Lande befand, um daselbst Sklaven einzuhandeln, machten sich die Seeräuber ihrer leicht Meister. Sie wurden alle ausgelöst, und jedes muste mit acht Pfund in Golde bezahlt werden. Hauptmann Fletcher weigerte sich diesen Vergleich einzugehn, indem er sagte; sein Schiff wäre nicht acht Pfund Gold werth. Roberts, den diese Weigerung verdroß, befahl, man solle die darauf befindlichen Schwarzen in eine Schaluppe nehmen, und alsdenn das Schiff anstecken. Da diejenigen, die diesen Auftrag hatten, sahen, daß zu viel Zeit dazu gehöre, die

Schwar-

Schwarzen, die je zwey an zwey geschlossen waren, loszumachen, steckten sie schnell das Schiff in Brand, und diese Unglücklichen, deren bey nahe achtzig waren, wurden von den Flammen verzehrt. Einige von ihnen warfen sich ins Meer, musten aber den Fischen zur Speise dienen.

Dies war die letzte Expedition dieser Bösewichter, die endlich den gerechten Lohn für ihre Verbrechen empfingen. Roberts fing einen Brief des General Philips, der an Hrn. Baldiwin, Agenten der Königl. Afrikanischen Handlungskompagnie zu Widah geschrieben war, und worinn dieser General meldete, daß der Swallow, ein Kriegsschiff unterwegs sey, auf die Seeräuber Jagd zu machen. Roberts versammelte seine Gefährten, und sagte zu ihnen: „Meine theuern Gefährten, ob ich gleich überzeugt bin, daß eurer „Streitgier, die ihr in den kühnsten Aktionen bezeigt habt, nichts Einhalt thun „kann, so dünkt mir doch der Klugheit gemäßer, uns von diesem Kriegsschiffe zu „entfernen, und das um so mehr, da auf „selbigen nichts zu erbeuten als Kraut und „Loth, und da diese Beute nicht Ersatz für „einen unter uns ist.„

Seine Meynung ward durchgängig gebilligt, und sie segelten weiter, in Willens,

lens, sich nach Anna-Bon zu begeben; da ihnen aber der Wind zuwider war, sahen sie sich genöthigt, bey dem Vorgebürge Lopez einzulaufen, und eben hier wurde ihres Kreuzens ein Ende gemacht. Wir haben bereits gesagt, daß kurz vor Roberts Ankunft zu Sierra-Leona zwey Kriegsschiffe von da abgeseegelt waren, und daß sie nach Verlauf einiger Zeit wieder daselbst eintreffen sollten; dieß hatte den Seeräubern leichtes Spiel gemacht, sie konnten alle benachbarte Küsten ungeahndet durchstreifen, doch entfernten sie sich von selbigen von Zeit zu Zeit, um die Begegnung der Kriegsschiffe zu vermeiden; allein ein unvorhergesehner Zufall zerschlug alle ihre Maasregeln, und beschleunigte ihren Untergang zu einer Zeit, da sie ihn am fernsten glaubten.

Die beyden oftenwähnten Schiffe kamen im Monat Julio 1721. auf der Isle de la Prinzesse an. Es war eine Seuche unter dem Schiffsvolke ausgekommen, die mehr als hundert Matrosen in Zeit von drey Wochen wegrafte, und der Rest war in so schlechten Zustande, daß sie länger denn zwey Monate sich hier aufhalten musten. Dieses Hinderniß war Ursach, daß die Hauptleute das Projekt fahren ließen, nach Sierra-Leona zurück zu kehren, und beschlossen sich nach Capo-Corse zu begeben.

ben. Als sie sich auf der Anhöhe von Cap Apollonia befanden, erfuhren sie, daß die Seeräuber seit einiger Zeit diese Meere beunruhigten, und längst den Küsten schreckliche Verwüstungen vornahmen; alle Schiffe, die ihnen aufstiessen, plünderten und Ranzionen abforderten. Auf diese Nachricht schickte Hauptmann Ogle, Befehlshaber des Swallows, das Schiff der Weymuth nach Capo-Corso zurück, weil seine ganze Mannschaft zum Dienst untauglich war, und ging in See, um auf die Seeräuber Jagd zu machen. Er durchstreifte länger denn zwey Monate alle Häfen und Rheden, ohne das mindeste von ihrem Aufenthalte zu erfahren; nachdem er aber seinen Lauf gegen das Vorgebürge Lopez gerichtet, hörte er den fünften Februar einen Kanonenschuß. Kurz darauf entdeckte er drey vor Anker liegende Schiffe, und zweifelte nicht, daß dieß die so lang gesuchten Seeräuber wären.

Er näherte sich ihnen mit vollen Seegeln, war aber ein wenig zu tief in die Bucht herein gerathen, und sahe sich genöthigt, wieder ein wenig zurück zu stossen, um eine Sandbank, die ihm in Wege lag, zu vermeiden. Als dieß die Seeräuber sahen, glaubten sie, das Schiff ergriffe die Flucht. Roberts befahl einem von

den

den seinigen, schnell unter Seegel zu gehn, und auf selbiges Jagd zu machen. Sein Befehl wurde sogleich vollzogen; das Schiff, dem er ihn gegeben, seegelte mit möglichster Eile auf den vermeinten Flüchtling los. Hauptmann Ogle merkte den Irrthum der Seeräuber, und zog sich, um sie darinn zu bestätigen, noch immer weiter zurück, bis er sich von den übrigen Schiffen fern genug sahe, um nichts von ihnen befürchten zu dürfen. Die Seeräuber fielen in diesen Fallstrick um so leichter, da sie überzeugt waren, daß niemand dreiste genug seyn würde sie anzugreifen. Sie hatten noch nicht bemerkt, daß das Schiff, das sie verfolgten, armirt war; sie hielten es vielmehr für ein mit Zucker beladenes Kauffardeyschiff, und wünschten es wegzunehmen, weil sie dieser Waare bedurften, um Punsch zu machen. In dem Gedanken steckten sie die schwarze Flagge auf, näherten sich dem Kriegsschiff, und machten alle die zum entern nöthigen Anstalten.

Hauptmann Ogle näherte sich ihnen auch, worüber die Seeräuber sehr bestürzt wurden, noch bestürzter aber, als sie wahrnahmen, daß es ein Kriegsschiff seye. Doch faßten sie wieder Muth, und beschlossen, wofern sie nicht fliehen könnten, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren.

Das

Das Treffen begann. Die Seeräuber vertheidigten sich mit unglaublichem Muthe; sie suchten zu entern; es gelang ihnen aber nicht. Nachdem sie viele Leute eingebüßt, baten sie um Quartier, und ergaben sich auf Gnad und Ungnade. Wie Hauptmann Ogle seine Schaluppe hinsandte, um die Gefangnen abzuholen, sahe er einen dicken Qualm aus ihrem Schiffe aufsteigen. Er glaubte, die Seeräuber hätten die Pulverkammer angezündet, um das Schiff in die Höhe zu sprengen; wie er sich aber darnach erkundigt, fand sichs, daß sechs der verwegensten sich in dem Pulver, das im Hintertheile des Schiffs war liegen blieben, herum gewälzt, und selbiges angesteckt hatten, allein die Flamme war an ihnen hängen geblieben, und hatte bloß diese sechs Unglücklichen verzehrt, und war alsdenn verloschen. Dies Schiff hatte ein Seeräuber, Namens Skirne, kommandirt, ein Mann von ausserordentlicher Kühnheit und Muthe. Während des Treffen hatte er ein Bein verloren; er wolte sich nicht verbinden lassen, und fuhr mit erstaunender Besonnenheit in Ertheilung seiner Befehle fort. Alle Seeräuber wurden in Ketten und Banden gelegt; man kalfaterte ihr Schiff, das während des Treffens stark war beschädigt worden. Hauptmann Ogle ließ die Gefangnen nach der Insel de la Providenc:

vidence führen, und seegelte nach dem Cap Corse, wo er den 6. Februar 1722. ankam.

Er sahe, daß Roberts daselbst vor Anker lag mit einer eben gemachten neuen Prise. Dies freute ihn sehr, denn er zweifelte nicht, daß die Seeräuber die auf diesem Schiffe befindlichen starken Getränke in Ueberfluß zu sich nehmen, und daß er sie um so viel leichter schlagen würde. Er betrog sich in seiner Erwartung nicht. Den folgenden Tag lichtete er den Anker, und nahete sich den Seeräubern. Roberts saß eben am Tisch, und zechte mit dem Hauptmann der neuen Prise, als man ihm diese Nachricht brachte. Die übrigen Seeräuber folgten seinem Beyspiel, und kümmerten sich wenig um die Ankunft dieses Schiffes. Viele glaubten, es sey ein Portugiesisches Schiff; einige bildeten sich ein, es wären ihre Kameraden, die wieder zurück kämen. Endlich erkannten sie, daß es ein Kriegsschiff seye. Jetzt erst merkten sie die Gefahr, worinn sie schwebten. Sie brachten davon den Roberts schleunig Nachricht. Unter ihnen war ein Matros, der auf diesem Kriegsschiffe gedient hatte, und der ihn erkannte. Anfänglich maß Roberts diesen Reden keinen Glauben bey, und war überzeugt, sie rührten blos aus Furcht her; allein aus den Wendungen und Bewegungen der

Feinde sah er ein, daß man ihm die Wahrheit gesagt. Er befahl, man solle schnell den Anker lichten, und unter Seegel gehn; hierauf ließ er alle seine Leute zu den Waffen greifen, und nahm alle zur Vertheidigung erforderlichen Maasregeln. Er sagte zu seinen Leuten; er sähe wohl, daß es heute heiß zugehn würde; allein man müsse siegen oder sterben.

Die Gefahr war wirklich dringend, und sie hatten nicht die geringste Zeit, sich zu berathschlagen, auf was Art sie solche vermeiden wolten. Roberts faßte den Entschluß, die erste Lage auszuhalten, und falls sein Schiff dadurch nicht so sehr beschädigt wäre, die Spitze der Bucht, die sehr hoch lag, zu gewinnen, und sich unter die Schwarzen zu retten, oder wenn dies Projekt nicht glückte, das feindliche Schiff zu entern, und es nebst dem seinigen in die Luft zu sprengen; er ward aber gewahr, daß alle seine Kameraden trunken waren, und daß er sie gar nicht brauchen konnte.

Indeß hielt er, die erste Lage aus, steckte hierauf seine schwarze Flagge auf, und wandte alles an, sich von dem Kriegsschiffe zu entfernen. Da er sahe, daß ihm der Wind zuwider war, und daß man ihm scharf zusetzte überließ er sich der Verzweiflung, und würde sein gemachtes Projekt ausgeführt haben, wenn ihn nicht eine Kugel,

gel, die ihn in den Hals traf, auf der Stelle getödtet hätte.

Sein Tod machte alle seine Leute muthlos; die Bestürzung ward allgemein; viele verliessen ihren Posten, und liefen von einer Seite zur andern, ohne an Gegenwehr zu denken. Andre machten Lunten zurechte, um die Pulverkammer anzuzünden, und das Schiff in die Luft zu sprengen; noch andre aber setzten sich dagegen, was denn neue Verwirrung verursachte. Während der Zeit näherte sich das Kriegsschiff dem ihrigen, und machte sich dessen Meister. Hauptmann Ogle versicherte sich sogleich der Gefangnen, lief nachher in die Bucht ein, und nahm das Schiff weg, das den Seeräubern zum Lichter diente. Er fand darinn zwey tausend Pfund Goldsand, und bemächtigte sich dessen.

Ehe wir von dem Schicksal dieser Bösewichter etwas gedenken, glauben wir von Roberts, der durch seine Verbrechen seinen Namen so berühmt gemacht hat, ein Wort sagen zu müssen. Er war bürtig aus Nowenbagh, groß und wohlgestalt. Als er getödtet wurde, war er nicht älter, als zwey und vierzig Jahr. Er besaß viele gute Eigenschaften, und wäre ein Mann von Verdiensten gewesen, wenn er sie zum Guten angewandt. Anfänglich

verabscheute er seine Lebensart, ergriff sie ganz wider Willen, allein unvermerkt gewöhnte er sich daran. Er sagte unterweilen, bey einem ehrenvollen Dienste gäbe es nichts als Kummer, Beschwerlichkeiten und keinen Vortheil, und in dem seinigen athmete man nichts denn Freyheit und Vergnügen, in der grösten Ungebundenheit. Wenn er ein Schiff zur Prise machte, so nöthigte er nie die darauf befindliche Mannschaft, Seeräuber zu werden. Gleichwol bedienten sich viele seiner Gefährten dieses Vorwandes, um der Todesstrafe zu entrinnen.

Roberts liebte sehr den Pracht. An dem Tage, an welchem er getödtet wurde, hatte er ein goldgeblümtes karmoisinatlaßnes Kleid an, und einen Federhut auf: um den Hals eine goldne Kette reich mit Diamanten besetzt; um den Leib einen seidnen Gürtel, worinn Pistolen steckten. Doch hatte er ein so schreckliches als majestätisches Ansehen. Sobald er getödtet war, warf man ihn mit all seinen Zierrathen ins Meer, so wie ers sich von seinen Gefährten ausgebeten hatte.

Die Gefangennehmung und Hinrichtung dieser Bösewichter war für die Handelnden von grossen Nutzen, und man muß erstaunen, daß die Mächte zu damahliger

Zeit

Zeit sichs nicht mehr Ernst haben seyn lassen, sie eher auszurotten. Was zum verwundern, Hauptmann Ogle nahm diese beyden Korsarenschiffe ohne Verlust eines einzigen Mannes weg, obgleich Roberts Schiff vierzig Kanonen und hundert und funfzig Mann führte, überdies noch fünf und vierzig Schwarze, und das andre zwey und dreyßig Kanonen und hundert und drey und neunzig Mann.

Nach dieser Expedition begab sich Hauptmann Ogle mit seiner Prise nach Capo-Corse-Caste. Einige Seeräuber, die sich bey ihm am Bord befanden, zettelten durch Beyhülfe eines Schwarzen eine Verschwörung gegen ihn an; sie ward aber in derselben Nacht entdeckt, da sie zum Ausbruch kommen sollte; sonach brachte man sie in engre Verwahrung. Das nemliche sollte auf Roberts Schiffe vorgehn. Hauptmann Ogle hatte auf selbigem einige Verwundete, einige Schwarze und einen Wundarzt gelassen, um die Verwundeten zu verbinden. Letzterer war aber auch Seeräuber. Er beschloß, den jetzigen Befehlshaber des Schiffs mit all seinen Leuten umzubringen, und sich des Schiffs zu bemeistern. Die Schwarzen waren schon in sein Komplot getreten. Er theilte es den Gefangnen mit, allein einer von ihnen verrieth das

ganze Angespinste dem Hauptmann; der Wundarzt wurde in Ketten und Banden gelegt, und die Verschwörung hatte keine weitre Folgen.

Unter den Gefangnen befanden sich einige, die vor Furcht und Gewissensbissen ganz auser sich waren; andre hingegen, deren Seelen durch Verbrechen verhärtet worden, fühlten weder Furcht noch Gewissensbisse. Sie schäckerten so gar über das sie erwartende Schicksal. Einige von den Letztern sagten: die Matrosen vom Kriegsschiffe hätten die Seeräuber so rattenkahl ausgezogen, daß sie der guten alten ehrlichen Haut, dem Charon, nichts für ihre Ueberfahrt würden geben können. Ein andrer sagte: Ich werde alle Tage magrer; wenn das noch länger so fortgeht, so wird mein Körper nicht schwer genug seyn, den Knoten des Stricks, woran man mich hängen wird, zuzuziehn.

Einer, Namens Sutton, übertraf die andern alle an Gottlosigkeit. Es waren je zwey an zwey gefesselt, und sein Gefährte beschäftigte sich mit beten und mit lesen in einem geistlichen Buche. Sutton frug ihn, was er durch sein Beten zu erlangen hoffe? den Himmel, antwortete der andre. Den Himmel! rief Sutton. Habt ihr je gehört, daß ein

Seeräuber in selbigen gekommen? Ich meiner Seits, fuhr er fort, werde in die Hölle wandern. Da gehts weit muntrer zu, und sobald ich reinkomme, will ich Robertsen mit dreyzehn tüchtigen Hieben(*) begrüssen. Hierauf wandte er sich zum Officier, und bat ihn, ihn von diesem Menschen loszumachen, der ihn so die Ohren voll bimmelte. Der Officier nahm sie wirklich von einander, doch mehr aus Achtung für den andern, als um den Bösewicht einen Gefallen zu erweisen.

So bald die Seeräuber zu Capo-Corso-Castle angekommen waren, legte man sie in Gefängnisse, worinn sie aufs genauste bewacht wurden. Hernach fing man an ihren Prozeß vorzunehmen, der nicht lange dauerte. Das Justizcollegium hatte sich zu dem Ende versammelt; ein Präsident mit sechs Beysitzern. Nachdem sie die gegen die Seeräuber ergangenen Anschuldigungen und ihre Vertheidigungen untersucht hatten, wurden zwey und funfzig zum Strange verdammt, zwanzig zur Sklaverey, und siebenzig, von denen sichs fand, daß sie zur Seeräuberey gezwungen worden, auf freyen Fuß gestellt. Die meisten von denen, die hingerichtet wur-

(*) Dies aus der Sprache des Volks genommene Wort entspricht dem Coup der Franzosen völlig.

wurden, bezeigten aufrichtige Reue über ihre Verbrechen, und starben als gute Christen; allein andre waren weit entfernt auf die Vermahnungen des Oberwundarztes, der Predigerstelle vertrat, zu hören, spieen tausend Flüche gegen die Richter aus, und wünschten, daß sie des Todes sterben möchten, den sie jetzt stürben. „Wir „sind elende Räuber, sagten sie, und man „hängt uns, weil wir nichts haben, und diejenigen, die reich sind, trotzen ungestraft „dem Tode, den sie so wol verdient haben, „als wir. Ein gewisser Simpson ward, „wie er zum Richtplatz geführet wurde, eine Frau gewahr, die er kannte, und schrye: Ich habe bey dem Nickel oft geschlafen, und nun kommt er her, und will mich hängen sehen.

So wurde dieser Trupp Seeräuber, der fürchterlichste, der existirt hat, zernichtet.

Sechszehnter Artikel.

Geschichte des Hauptmann Anstis.

Anstis war einer von denen, die sich gegen den Befehlshaber eines von denen Schiffen verschworen, die Rogers, Gouverneur von la Providence 1718. armirte, um gegen die Seeräuber zu kreuzen. Von den

den Seeräubereyen, die er unter den Befehlen des Davis und Roberts begangen, und wie er sich 1721. von dem Letzten auf den Guineischen Küsten getrennt hat, ist bereits gesprochen worden.

Die erste Expedition, die Anstis nach dieser Trennung vornahm, war die Prise des Schifs der Irwin, den der Hauptmann Roß von Cork in Irrland, kommandirte. Er war mit Pöckelfleisch und vielem andern Mundvorrath beladen; nahm nach Martinique seinen Lauf. Der Obriste Boyly befand sich mit seiner Familie als Passagiere auf selbigem. Die Seeräuber mishandelten ihn grausam, weil er sich ihrem viehischen Betragen gegen eine auf dem Schiffe befindliche Frau widersetzt hatte. Zwanzig von diesen Bösewichtern begnügten sich nicht damit, dieser Frau ihre Ehre genommen zu haben, sie ließen sie die gräslichsten Qualen ausstehn, ermordeten sie, und warfen ihren Leichnam ins Meer. Die Seeräuber haben diese abscheuliche That nie eingestehn wollen, sie wurden aber selbiger durch hinlängliche Zeugnisse überwunden.

Anstis setzte seinen Lauf gegen Westindien fort, und machte das nach Karolina bestimmte Schiff, der Morgenstern genannt zur Prise. Einge Tage nachher

 begeg-

begegnete er einem andern Schiff, das aus Barbados kam, er nahm ihm die Kanonen und alle Kriegsmunition weg, verkörperte einige Matrosen mit seinem Trupp, und pflanzte zwey und dreyßig Kanonen auf das Schiff, der Morgenstern genaant, des Vorhabens sich dessen zu bedienen. Er übergab dessen Kommando einem gewissen John Senne, der sein Constabel war. Sein Schiff war zu wohl beseegelt, als daß er es hätte verlassen sollen.

Mit diesen beyden wohlarmirten und wohlproviantirten Schiffen befanden sich die Seeräuber im Stande, etwas Wichtiges zu unternehmen, allein sie geriethen in Zwist. Die Neuangekommnen — und deren war eine sehr grose Anzahl — äusserten ihren Widerwillen gegen einen so gefährlichen Stand, und sagten festes Muths, sie wollten ihn verlassen. Nachdem sie sich eine lange Zeit über die Art und Weise berathschlagt, wie sies am füglichsten und sichersten thun könnten, fasten sie den Entschluß, dem Könige eine demüthige Supplik zu überschicken und sich in Erwartung, wie dieser Versuch ausfallen würde, nach einem Ort hinzubegeben, wo sie völlig gedeckt wären. Sie wählten eine unbewohnte Insel, die nahe bey Cuba lag. Hier ist das wesentliche aus ihrer Supplik an den König.

An seiner allerheiligsten Majestät George, von Gottes Gnaden, König von Großbritanien, Frankreich, Schottland, Irrland, Vertheidiger des Glaubens u. s. w.

„Wir, als treue Unterthanen Ihro „Majestät, zeigen hierdurch an, daß da „wir zu verschiedenen Zeiten auf verschied„nen Schiffen durch Barthelemy Ro„berts, der ausser dem Schiffe, das er „selbst führte, auch von besagten Schiffen „das Oberhaupt war, gezwungen worden „unter die Seeräuber uns zu begeben, ganz „gegen unsern Willen und unsre Gesinnun„gen, als die wir dieses ruchlose und abscheu„liche Leben verabscheuen, so sind wir einmü„thig entschlossen, den Roberts und seine „Mitgenossen zu verlassen, und uns mit dem „Schiff, der Morgenstern genannt, und „der Brigantine das gute Glück aus kei„ner andern Gesinnung, als um uns Ih„ro Majestät zu unterwerfen, in der Hoff„nung von Höchstdenselben einen gnädi„gen Pardon zu erlangen, und in unser „Vaterland zurückkehren zu dürfen, um „daselbst, ein jeder nach seinem Vermö„gen der Nation Dienste zu leisten, ohne „von denjenigen verfolgt zu werden, de„ren Güter von Roberts und seinen Mit„genossen während unsers unfreywilligen „Aufenthalts bey ihm sind geplündert wor-

„un-

„den. Wir bitten Ihro Majestät aller-„unterthänigst, daß Sie die hohe Gna-„de haben und unser Ansuchen zu gewäh-„ren geruhen wollen, und wir werden nie „aufhören, Gott zu bitten, daß er Dero „geheiligte Person seegnen wolle.„

Sie unterzeichneten insgesammt diese Supplik. Ihre Unterschriften bestanden alle in einer Art von Zirkel, damit man glauben sollte, daß kein Rangsunterschied unter ihnen sey. Sie baten den Patron eines von Jamaika kommenden Kauffartheyschiffs diese Bittschrift nach England zu schicken. Er versprach sie aufs schleunigste dem Könige übergeben zu lassen, und ihnen bey seiner Rückkehr von dem Erfolge Nachricht zu geben. Diese Nachricht möchten sie sich von einer zwanzig Meilen von Jamaika belegnen Höhe abholen. Hierauf zogen sie sich in die zu ihrem Auffenthalte erkießte Insel zurück. Der Name derselben ist nicht bekannt, man weiß nur, daß sie gegen den mittägigen Theil der Insel Cuba liegt; daß sie wüste ist, und von denen in diesen Gegenden segelnden Schiffen sehr wenig besucht wird. Es ist dort ein Fluß, dessen Mündung so schmal ist, das kaum ein Schiff durch selbige paßiren kann, ob er gleich funfzehn bis zwanzig Fuß Tiefe hat. Die Ufer desselben sind mit so dickbelaubten Bäu-

men

men besetzt, daß die auf selbigen befindlichen Schiffe, sich darunter verbergen können. Es giebt hier viele Schildkröten; klein sind sie zwar, und die grösten wiegen nicht mehr denn zehn bis zwölf Pfund, doch sind sie sehr wohlschmeckend und ihre Schaale ist ungemein schön. Man fängt sie gemeiniglich des Nachts, wenn sie ans Land gehen, um ihre Eyer auszubrüten, die sie in Löchern am Meerufer aufs sorgfältigste verwahren. Man schleicht sich leise ohne Licht hinzu, wirft sie auf den Rücken und geht fort. Den folgenden Tag kommt man wieder, und findet sie noch an demselben Platze, in derselben Lage.

Diese Schildkröten dienten während den neun Monaten, daß sie in der Insel waren, den Seeräubern zur Nahrung. Da sie viel Reiß an Bord hatten, bucken sie darauaus eine Art Brod. Sie brachten die Zeit mit Ergötzlichkeiten wie gewöhnlich hin. Was noch das gescheitste, sie spielten Komödien, die, wie man sich leicht vorstellen kann, sehr in die Possen fielen.

Im Anfange des Augusts 1722. liessen sie die Brigantine abgehn, um das Kauffartheyschiff aufzusuchen, dessen Patron sich mit ihrer Supplik beladen hatte. Er meldete ihnen, daß sie in England nichts günstiges

stiges zu erwarten hätten. Diese traurige Nachricht schlug sie ganz nieder, und sie kehrten wieder nach ihrer Insel zurück, um selbige ihren Kameraden zu hinterbringen. Sie thaten einstimmig den Ausspruch: daß sie daß Seeräuberhandwerk forttreiben müsten. Dem zu Folge giengen sie unter Seegel und richteten ihren Lauf nach Süden. In der folgenden Nacht litt das Schiff, der Morgenstern genannt, an der Insel Groß-Camanes gegen Süden zu, Schiffbruch. Die Mannschaft aber rettete sich ans Land. Den folgenden Tag holte Hauptmann Anstis sie ab. Kurz nachher ward er zwey Kriegsschiffe gewahr, die auf ihn Jagd machten. Er ließ die Anker kappen, spannte die Segel auf, und nahm die Flucht. Eins von diesen Schiffen verfolgte ihn so lebhaft, daß es ihm auf einen Kanonenschuß nahe kam. Die Furcht bemächtigte sich der Piraten, weil sie nicht das geringste Retiungsmittel vor sich sahen; da sich aber plötzlich der Wind legte, bedienten sie sich ihrer Ruder mit so gutem Erfolge, daß sie in kurzen die Kriegsschiffe aus dem Gesichte verloren.

Eins von diesen letztern hatte viele Leute auf die Insel geschickt, um viele Seeräuber, die nach dem Schiffbruch des Morgensterns, daselbst geblieben waren, ge-

gefangen zu nehmen. Vierzig hatten sich ohne allen Widerstand ergeben, ja sich sogar über diese Begebniß freudig bezeigt, weil sie, wie sie sagten, wären gezwungen worden, sich zu den Seeräubern zugesellen; die andern waren in die Wälder geflüchtet.

Wie Anstin, sich geborgen sahe, beschloß er nach einer kleinen Insel zu segeln, die bey der Bucht von Honduras liegt, um daselbst zu rasten, sein Schiff auszubessern und frischen Proviant zu nehmen. Unterwegs machte er viele Schiffe Prise unter andern eine Schaluppe von Rode-Island, die der Kapitän Dursey kommandirte. Alle diese Schiffe wurden zernichtet, sobald ihre Mannschaft auf die Brigantine gebracht worden.

Indeß, daß die Seeräuber beschäftigt waren, die Brigantine zu verproviantiren, that Hauptmann Dursey den Gefangnen den Vorschlag sich des Anstins zu bemächtigen, allein der Komplot wurde entdeckt, ehe man im Stande war fortzusegeln. Gleichwohl stiegen Dursey und viele andre wohlbewafnete Matrosen mit ihren Waffen ans Land und bemächtigten sich kurz darauf eines Schiffes mit Seeräubern, die an diesem Orte Wasser einzunehmen gekommen waren. Durch die

diese Keckheit erzürnt, sandte Anstis dreyßig Mann gegen ihn in einer Schaluppe; allein Hauptmann Dursey that so tapfern Widerstand, daß sie sich in Eil zurückzuziehn genöthigt sahen.

Mit Anfange des Decembers 1722. giengen die Seeräuber unter Seegel, und nahmen ihren Lauf nach den Inseln von Bahama. Ehe sie dort ankamen, nahmen sie ein großes Schiff weg, das Hauptmann Smith kommandirte, und eine von Dublin kommende Schaluppe. Sie führten diese beyden Prisen nach der Insel Tabago, wo sie mit Anfange Aprils 1723 anlangten. Während der Zeit, daß sie das grose Schiff zur Kaperey auszurüsten bemühet waren, warf ein Kriegsschiff bey dem Hafen Anker. Kaum wurden sie dies gewahr, so steckten sie die beyden aufgebrachten Schiffe in Brand, und retteten sich in die Wälder.

Da Anstis Schiff sehr gut beseegelt war, so hatte er noch das Glück zu entwischen; allein unter seinen Leuten entstand ein Tumult; viele von denen, die er gefangen genommen hatte, und die verstellster Weise bey ihm Dienste genommen, tödteten ihn samt dem Schieman, und legten die übrigen Seeräuber in Ketten und Banden. Hernach begaben sie sich mit

der

der Brigantine nach Curaco, wo eine Holländische Kolonie ist. Die Gefangnen wurden gehängt, und diejenigen, die sie hingebracht, erhielten Pardon.

Diejenigen, die sich in die Gehöltze der Insel Tabago gerettet, wurden endlich von der Mannschaft des Kriegsschiffs gefangen genommen, nach Antigoa gebracht und daselbst auch gehängt. Indeß hatten sich doch einige von ihnen dermaßen versteckt, daß sie ihren Verfolgern entrannen, und im Hafen eine Schaluppe fanden, womit sie sich nach England begaben, und in ihre Heymath zurückkehrten, wo sie in Ruhe lebten.

Siebenzehnter Artikel.

Leben des Hauptmanns Worley.

Dieser Seeräuber schifte sich auf einer ofnen Schaluppe nach Neu-York ein, mit keinem weitern Mundproviant, als mit einem oder zwey Dutzend Zwiebacken, einigen geräucherten Zungen und einer kleinen Tonne frisches Wasser. Seine Mannschaft bestand bloß aus neun Köpfen, und hatte keine weitern Waffen, als sechs alte Musketen, und wenig Kriegsvorrath. Er stach mit Ende des Sep-

tembers 1718. in See; bey der wenigen Mannschaft war er nicht im Stande einen wichtigen Streich zu unternehmen, und bey dem wenigen Vorrathe, sich weit vom Lande abzuwagen. Nachdem er die Küsten entlang gefahren bis zu dem Fluß Delaware, ohne auf etwas zu stoßen, so fuhr er selbigen wieder hinauf bis in der Gegend von New-Castel, wo er eine dem George Grunt behörige Schaluppe wegnahm. Selbiger hatte seine Mobilien und sein Silbergeschirr darauf, um es nach Philadelphia zu schaffen. Die Seeräuber bemächtigten sich der kostbarsten Sachen und ließen die Schaluppe gehn.

Nachdem die Zeitung von dieser Prise nach Philadelphia gekommen war, wurden der Gouverneur und die dortigen Einwohner nicht wenig beunruhigt. Man rüstete Schiffe aus, diese schwache Seeräubergesellschaft zu verfolgen, konnte sie aber nicht erreichen. Worley fuhr den Fluß hinab, und stieß auf eine Schaluppe, die er gegen seine Barke austauschte. Zwey Tage nachher nahm er eine andre nach England gehende Schaluppe weg. Er bemächtigte sich aller darinn befindlichen Munition, und gerieth dadurch in den Stand größre Unternehmungen zu wagen.

Die-

Diese Prisen waren Ursach, daß die Verordnung: man solle alle Seeräuber, die sich dem Königlichen Verruf nicht unterworfen, aufgreifen und bestrafen, erneuert wurde. Zu gleicher Zeit befahl man dem Hauptmann von Phönix, eines Schiffes mit zwanzig Kanonen gegen die Seeräuber zu kreuzen, und den Handel der Kolonien zu sichern. Worley hatte sich mit seiner Prise in die raume See geworfen, und das war Ursach, daß der Phönix ihn verfehlte. Binnen sechs Wochen kam jener zurück, nahm eine Schaluppe von Neu-York weg, und aus Besorgniß, entdeckt zu werden, bohrte er sie in den Grund.

Seine Mannschaft war schon bis an fünf und zwanzig Köpfe gewachsen. Er hatte sechs Kanonen, und Flinten, Pistolen, Säbel, soviel als er brauchte. Nunmehr war er auf eine glänzende Unternehmung bedacht, ließ eine schwarze Flagge aufstecken, und verlangte, daß in deren Mitte ein Todtenkopf mit vielen ähnlichen Zierrathen umgeben, sollte gemahlt werden, und setzte viele Artikel auf, die alle die Seeräuber, die zu ihm traten, unterzeichnen, und ihm zuschwören musten, keinen Pardon anzunehmen, und bis auf den letzten Blutstropfen zu fechten. Sie fanden bald Gelegenheit, Wort zu halten.

Nachdem der Gouverneur von Karolina erfahren, daß sich die Seeräuber auf eine nicht unfern liegende kleine Insel zurückgezogen hätten, so rüstete er zwey Schaluppen aus, um Jagd auf sie zu machen. Worley, hatte die Insel vor Ankunft dieser Schaluppen verlassen, begegneten ihm aber wie er auf der Höhe vom Virginischen Vorgebürge kreuzte. Sobald er sie gewahr ward, suchte er Mittel, ihnen das Einlaufen in den Fluß St. James zu verwehren, damit er diese beyden Schiffe, von denen er nicht wuste, daß sie gegen ihn ausgesandt waren, desto leichter wegnehmen könnte. Während, daß er damit umging, näherten sich ihm die Schaluppen mit vollen Seegeln. Alsbald ließ er die schwarze Flagge aufstecken, und traf in möglichster Geschwindigkeit Anstalten zum Angriff. Die Einwohner der Stadt St. James waren bey Erblickung dieser Schiffe, die sie insgesammt für Seeräuber hielten, ganz bestürzt, allein ihre Bestürzung verwandelte sich in Erstaunen, als sie diese vermeintlichen Seeräuber ins Handgemenge kommen sahen. Worley war nur in die Bay eingelaufen, um die Schaluppen, wenn sie in selbige wollten, zu überfallen. Er ward seinen Irrthum nicht eher inne, als bis er die Königliche Flagge wehen, und die Schaluppen sich zum Angriff anschicken sahe. Alle seine

Leute beschlossen, muthig zu kämpfen, und entweder zu siegen oder zu sterben. Beyde Schaluppen gaben den Seeräubern die völlige Lage und legten von zwey Seiten an Bord. Worley stieg auf das Verdeck, und focht mit einem Muth sonder gleichen. Seine Leute ahmten ihm nach, und keiner von ihnen wollte Pardon fordern, oder annehmen, so oft man ihnen selbigen auch anbot. Sie wurden alle getödtet, den Hauptmann und einen andern Seeräuber ausgenommen; da sie tödtlich verwundet waren, so eilte man ihnen den Prozeß zu machen, und hieng sie den folgenden Tag auf.

Achtzehnter Artikel.

Das Leben George Lowthers.

Er gieng von England als zweyter Steuermann ab, auf einem Schiffe von der Königl. Afrikanischen Handlungskompanie, Gambia-Castle genannt. Es führte sechzehn Kanonen und dreyßig Mann, und wurde durch den Hauptmann Karl Russel kommandirt. Es befanden sich viele Soldaten unter der Befehlhaberschaft des Hauptmanns Massey an Bord. Sie waren bestimmt die Besatzung eines auf Gambia belegnen und vor

kurzem vom Hauptmann Davis eingenommenen und zerstörten Forts zu verstärken.

Dies Schiff kam im Monat May 1721. in einem der Afrikanischen Häfen an. Man setzte den Hauptmann Massey mit seinen Leuten in der Insel St. James ans Land, woselbst er unter der Befehlshaberschaft des Obristen Withney, dem man das Gouvernement dieser Insel gegeben, und der zu gleicher Zeit auf einem andern Schiffe hier eintraf, kommandiren sollte. Die Mishelligkeit, die hier im Lande unter den Soldaten und den hier angeseßnen Kaufleuten herrschte, war Ursach, daß die Kompagnie das Fort, und die Besatzung mit einer sehr schönen, gar wohlversehnen Fregatte verlor, deren Werth auf zweymal hundert tausend Pfund geschätzt wurde. Alle vom Schiffsvolke ergriffen die Waffen, und wurden Seeräuber.

Der Gouverneur und der Hauptmann haben mittelst ihrer Chargen Ansehn genug; allein die von der Insel Jamaika, wollten ihre Gewalt noch weiter ausdehnen. Die Kaufleute und Faktore widersetzten sich ihm standhaft. Massey beklagte sich öffentlich, daß man, ganz gegen das Versprechen, die Truppen aufs bestmöglichste

lichste zu verpflegen, den Truppen nicht die nöthigen Vorräthe lieferte. Er kam sogar bis zu Drohungen, und sagte: wenn man nicht den Soldaten das Nothwendige liefere, würde er sichs mit Gewalt zu verschaffen wissen.

Der Gouverneur wollte sich nicht zu weit in den Zwist einlassen, und beschloß sogar das Land zu verlassen. Er ließ sich auch wirklich nach dem festen Lande hinschaffen, und den Massey seine Gerechtsame vertheidigen.

Ein andrer Zufall trug zum Verlust dieser Fregatte auch das Seinige bey. Hauptmann Russel, deren Befehlshaber, hegte gegen George Lowther einen unversöhnlichen Haß. Dieser ward es gewahr, und wuste sich bey den Matrosen so einzuschmeicheln, daß sie sich der Strafe, womit der Hauptmann den Lowther belegen wollte, öffentlich widersetzten und sogar drohten; denjenigen zu ermorden, der kühn genug seyn würde, Hand an ihn zu legen. Die Anhänglichkeit, die die Matrosen bey dieser Gelegenheit gegen den Lowther äusserten, vermehrte noch des Russels Haß gegen ihn.

Während der Reise hatte Hauptmann Massey mit dem Lowther genaue

Freundschaft geschlossen, und besuchte ihn oft am Borde seines Schiffs. Bey diesen Besuchen entdeckten sie einander ihren Verdruß und beschlossen gemeinschaftlich die nöthigen Maasregeln zu nehmen, um sich vor allen Gewaltthätigkeiten zu decken.

Da Russel sahe, daß der Uebermuth der Matrosen gegen ihn täglich wuchs, war ihm vor gefährlichen Folgen bange, um sie zu vermeiden, beschloß er ans Land zu gehn, um mit den Offiziren von der Besatzung über die Art und Weise zu sprechen, wie dem Uebel abzuhelffen sey. Lowther seiner Seits schrieb dem Massey, es sey nunmehr Zeit, sich an Bord zu begeben, und das verabredete Projekt auszuführen. Massey versammelte seine Leute und theilte ihnen seinen Vorsatz mit, nach England zurückzukehren; sie willigten alle darein, ihm zu folgen. Hierauf begab er sich zum Gouverneur, der auf die Insel zurückgekehrt war, und that ihm den Vorschlag, mit zu reisen; allein dieser verwarf den Antrag und sagte: Er wäre überzeugt, daß Lowthers Projekt dahin gienge Seeräuber zu werden. Massey war vom Gegentheil überzeugt, gieng an Bord und ließ alle diejenigen einschiffen, die mit wollten. Er nahm Vorräthe in Menge mit, die ihm das große Magazin liefern müssen.

Als alles fertig, ließ Lowther den Anker lichten; allein das Schiff gerieth auf den Sand und konnte seinen Weg nicht fortsetzen. Dieser Zufall nöthigte den Massey nach dem Fort zurückzukehren, dessen er sich bemeisterte. Als das Gefás den folgenden Tag wiederflott geworden, schiste sich Massey von neuem wieder ein. Der Sohn des Gouverneurs und viele andre waren ihm gefolgt, als sie aber die Abreise so nahe sahen, áusserten sie Widerwillen diese Farth zu machen, und verlangten ausgesetzt zu werden.

Da das Schiff die Seegel ausgespannt, ließ Lowther Soldaten und Matrosen versammeln, und hielte folgende Rede an sie; „Wir würden eine auserordentliche Unvorsichtigkeit begehn, wenn „wir nach England zurückkehrten. Was „wir gethan haben, verdient eine ernste „Bestrafung. Unser Schiff ist gut, und „mit allem versehn, was in See zu gehn „erforderlich ist. Laßt uns unser Heil suchen, und uns nicht einem zuverläßigen „Tode bloß stellen.„ Diese Rede fand allgemeinen Beyfall. Man setzte Artikel für die Gesellschaft auf, die von allen, die dazu gehörten, unterzeichnet wurden; sie schworen sogar aufs Evangelium, sie zu erfüllen. Nunmehr richtete man das Schiff zum Raub auslaufen ein.

 Es

Es führte sechzehn Kanonen und funfzig Mann. Man gab ihm den Namen: die Befreyung.

Die erste Prise, die diese neuen Seeräuber machten, war eine Brigantine, Charles genannt, die Jakob Douglas kommandirte. Sie plünderten selbige, liessen sie hernach gehn, und gaben dem Douglas einen Geleitsbrief mit, um selbigen ihren Gefährten zu zeigen, einem andern Seeräuber, der, wie sie sagten, ein anders Schiff mit vierzig Kanonen kommandirte, und sie nach Vorweisung dieses Passes würde frey und ungehindert gehn lassen. Lowther hatte diese List ersonnen, um diejenigen, die ihn verfolgen wollten, in Schreck zu jagen.

Einige Zeit nachher stiessen sie bey der Insel St. Domingo auf ein französisches mit Wein und Brantewein beladenes Schiff. Massey begab sich unter der Larve eines Kaufmanns an dessen Bord. Er besichtigte die Waaren insgesamt, und kaufte sie auf der Stelle. Nach vielen Schäckereyen nahete er sich dem Hauptmann, und sagte zu ihm: Ihr müst uns das alles ohne Geld geben. Der Hauptmann merkte wohl, mit wem er zu thun hatte, und that nicht den geringsten Widerstand. Die Seeräuber erbeuteten

drey-

dreyßig Fässer Brantewein, fünf Fässer Wein, viele Stücken Zitz, eine Menge andrer Waaren, und bey nahe sechsmal hundert tausend Pfund an Silber. Sie gaben dem Hauptmann beynahe hundert und zwanzig tausend zurück, zur Erkenntlichkeit, wie sie sagten, für seine Höflichkeit.

Massey hatte von seiner zartesten Jugend an unter Landtruppen gedienet; war ein guter Soldat, kühn und unternehmend, hatte aber vom Seewesen keine gründliche Kenntniß, und das Leben, das er führte, begann ihm zu mißfallen. Er suchte Gelegenheit, durch eine wichtige Unternehmung auf dem Lande Beweise von seinem Muth zu geben. Zu dem Ende wandte er sich an Lowther, bat sich dreyßig Mann von ihm aus, mit denen er, wie er sagte, die Französische Kolonien angreifen könnte, und selbigen unermeßliche Reichthümer abnehmen. Lowther war nicht seiner Meynung; er stellte ihm vor, daß dieß Unternehmen zu gefährlich seye, und that sein möglichstes, ihn davon abwendig zu machen. Massey bestand mit vieler Hartnäckigkeit auf den Angriff, so daß Lowther die Seeräuber zusammen kommen ließ, ihnen Masseys Projekt und die Gründe vorlegte, die ihn nöthigten, sich ihm zu widersetzen. Dies Projekt wur-

de durch die Mehrheit der Stimmen als unausführbar verworfen. Masseyn verdroß dies dermassen, daß er mit Lowther zu zanken begann. Die Seeräuber theilten sich zwischen diesen beyden Anführern, und es würde unter ihnen zum Handgemenge gekommen seyn, wenn sie nicht ein Schiff wahrgenommen hätten. Um auf diesen Raub auszugehn, vereinigten sie sich wiederum. Es war ein kleines Fahrzeug aus Jamaika, das nach England seinen Lauf nahm; sie machten darauf Jagd, bemeisterten sich desselben, und Lowther wolte es samt der darauf befindlichen Mannschaft und allen Passagieren *in* den Grund bohren; allein Massey setzte sich dargegen, und machte, daß es unversehrt davon kam.

Masseys Misvergnügen wuchs tagtäglich. Er eröfnete endlich dem Lowther, er seye gesonnen, ihn zu verlassen. Das verlangte dieser eben. Er gab ihm eine kleine Schaluppe, die man vor kurzem Prise gemacht, und erlaubte all denen, die mit wollten, sich darauf einzuschiffen. Massey nahm seinen Lauf nach Jamaika, wo ihn der Gouverneur ungemein wohl empfing, ja ihm so gar Reisegeld nach England gab. Als Massey zu London angekommen war, schrieb er an den Unter-Gouverneur und an die Direktoren der

Afrika-

Afrikanischen Handlungskompagnie. Ausser dieser Unvorsichtigkeit begieng er noch die, ihnen seinen Aufenthalt zu melden, und zu gestehn, daß er an der Flucht des Schiffes von der Kompagnie, und an denen durch Lowther begangnen Seeräubereyen Antheil gehabt, kurz, daß er den Tod verdient; wofern man grosmüthig genug wäre, ihm zu verzeihen, so wolle er den Rest seines Lebens im Dienst der Kompagnie zubringen.

Sein Brief hatte nicht den gehoften Erfolg. Die Kompagnie ließ seine Erklärung ad Acta nehmen, würkte einen Haftsbefehl gegen ihn aus, und ließ ihn ins Gefängniß setzen. Weil aber niemand da war, der gegen ihn zeugen konte, wurde er gegen eine Bürgschaft von zwanzig tausend Pfund auf freyen Fuß gestellt. Den 5ten Julii wurde er vor das Admiralitätsgericht geladen, wo Hauptmann Russel, Sohn des Gouverneurs von Withney, und viele andre als Zeugen erschienen. Die wider ihn vorgebrachten Anschuldigungen wurden bewiesen. Massey, an statt sie zu widerlegen, oder etwas zu seiner Rechtfertigung anzuführen, stattete vielmehr von allem, was vorgefallen, genauen Bericht ab, und legte sich selbst vieles zur Last. Endlich sprach man sein

Todes-

Todesurtheil aus, und er ward drey Wochen nach seiner Verurtheilung gehängt.

Nun wollen wir sehn, was aus Lowthern nach Masseys Abreise wurde. Er seegelte nach Porto-Rico, stieß daselbst auf zwey Schiffe, deren eins ein Englischer Seeräuber war, und das andre ein kleines Schiff aus Bristol, das der Seeräuber weggenommen hatte. Lowther nahm sie beyde weg, und frug die Spanier, warum er sich solchergestalt eines Englischen Schiffes bemeistert, und drohte, sie alle nieder zu hauen; begnügte sich aber damit, die zwey Schiffe zu plündern, schickte die Spanier in einem Nachen ans Land, behielt die Engländer, die sich zu seinem Trupp schlugen, und steckte die Schiffe in Brand.

Lowther begab sich hierauf nach einer kleinen Insel, in Willens, sich daselbst auszukalfatern. Er brachte dort einige Tage zu, ersäufte sich in allen Arten von Wollüsten, und seegelte hierauf nach der Bucht von Honduras. Unterwegs stieß ihm ein kleines Schiff auf, das der Hauptmann Low kommandirte, und das dreyzehn Mann führte; sie trieben auch Seeräuberhandwerk. Lowther nahm sie freundschaftlich auf, beredete sie, sich zu ihm zu schlagen, und Glück und Unglück mit ihm

ihm zu theilen. Als sie an seinem Bord waren, ließ er ihr Schiff in den Grund bohren. Kurz darauf griffen die Seeräuber ein Schiff an, das sich in der Bucht von Honduras befand, und durch Benjamin Ewars kommandirt wurde. Er vertheidigte sich länger denn zwey Stunden, sahe sich aber endlich genöthigt, der Uebermacht zu weichen. Die Seeräuber sandten einige aus ihren Mitteln an den Bord der neuen Prise: diese Barbaren verübten gegen die darauf befindlichen Personen alle Arten von Grausamkeiten, und nachdem sie das Schiffsvolk in Lowthers Schiff hinübergeschaft, verbranten sie das Schiff.

Diese Bösewichter nahmen auf der Höhe dieser Bucht viele Schiffe weg, verbrannten sie insgesamt, oder bohrten sie in den Grund; indeß behielten sie zwey davon zu ihrem Gebrauch, gaben das Kommando des einen dem Low, und des andern dem Harris. Mit dieser kleinen Flotte begaben sie sich nach Porto-Majo, um dort frischen Mundvorrath zu nehmen, und ihre Schiffe kalfatern zu lassen. Als sie daselbst angekommen waren, liessen sie ihre Seegel ans Land bringen, um Zelte daraus zu machen, womit sie ihre Beute verbergen konnten. In der Zeit, daß ihr grosses Schiff auf dem Kiel lag, und sie an

selbigem

selbigem arbeiteten, überfielen sie die Einwohner, an der Zahl ungefehr tausend, ganz unversehens. Die Seeräuber, die ohne Wehr und Waffen waren, ergriffen sogleich die Flucht, begaben sich in ihre Schaluppen, und überliessen den Feinden das Schlachtfeld, die sich der Beute bemächtigten, und Lowthers Schiff in Brand steckten.

Dieser Zufall erregte Zwiespalt unter den Seeräubern; sie machten sich wechselseitig Vorwürfe, selbigen veranlaßt zu haben; allein wenig Tage hernach stiessen sie auf ein mit Lebensmitteln beladnes Schiff, nahmen es weg, und der Friede unter ihnen ward wieder hergestellt. Hierauf kaperten sie eine Brigantine, und dieß gab dem Low Gelegenheit, sich von Lowther zu trennen; er wars überdrüßig, länger unter dessen Kommando zu stehn. Low bemannte es mit fünf und dreyßig Leuten, und Lowther blieb in seiner Schaluppe. Diese Trennung geschahe den 28. May 1720.

Lowther setzte eine Zeitlang seine Räubereyen mit vielem Glück fort, machte viele Schiffe, die sich ohne vielen Widerstand ergaben, zur Prise. Daß er auf das Schiff, L'Ami getauft, das Hauptmann Gwatkens kommandirte, stieß, war nicht

nicht vortheilhaft für ihn. Dieser Hauptmann, an statt sich beym Anblick der schwarzen Flagge zu ergeben, wie Lowther gewärtig war, gab ihm die völlige Lage, und verfolgte den Lowther so eifrig, daß dieser sich genöthigt sahe, sein Schiff auf den Strand zu setzen, um sich mit seinen Leuten ans Land retten zu können. Gwatkens begnügte sich mit diesem Siege nicht, er beschloß, alle die Seeräuber auszurotten. Zu dem Ende warf er sich in den Nachen, in Willens, Lowthers Schiff in Brand zu stecken; er wurde aber, bevor er sein Projekt ausführen konnte, von einer Musketenkugel getödtet. Dies nöthigte seine Leute, nach dem Bord ihres Schiffs zurück zu kehren, und die Seeräuber zu verlassen.

Nachdem sich das Schiff l'Ami entfernt hatte, gewann Lowther seine Schaluppe wieder. Er hatte bey diesem Treffen einen so beträchtlichen Verlust erlitten, daß er sich nicht mehr im Stande befand, weiter zu kreuzen. Er zog sich in eine kleine Insel zurück, wo er höchst klägliches Winterquartier hatte; er sahe sich genöthigt, täglich einige seiner Gefährten auf die Jagd zu schicken, damit die ganze Truppe Lebens-Unterhalt hatte.

Sobald es Frühling geworden, giengen die Seeräuber in See, und nahmen eine grosse Anzahl Schiffe weg, worauf sie viel Kaufmannsgüter antrafen, deren sie sich bemächtigten. Sie nahmen ihren Lauf nach den abendländischen Inseln. Nachdem sie daselbst eine Zeitlang herumgekreuzt, seegelten sie nach der Insel Blanco, um sich daselbst zu kalfatern.

Diese Insel ist öde und wüst, und liegt ungefähr dreyßig Meilen vom festen Lande vom Spanischen Amerika. Es giebt daselbst Schildkröten in Ueberfluß und Guanoes, die die Gestalt der Eydechsen haben, aber weit grösser sind. Es ist ein sehr gutes Essen, und die Seeräuber bedienen sich dessen häufig, wenn sie auf dieser Insel anlanden.

Während der Zeit, daß die Seeräuber mit Reinemachung ihres Schifs beschäftigt waren, paßirte Kapitän Malter Moore, Befehlshaber des Adlers, eines Schiffs der Südseekompagnie, dicht bey dieser Insel vorbey. Er sahe Lowthers Schaluppe, die auseinander genommen war. Da dieser Ort von Kaufleuten sehr wenig besucht wird, so muthmaßte er, daß dies Fahrzeug den Seeräubern zugehören müste, und beschloß sie anzugreifen. Die Seeräuber, die nicht im Stande waren

sich

sich zu wehren, baten um Quartier. Moore ließ fünf und zwanzig Mann ausschiffen, um ihnen nachzusetzen; sie ertappten aber nur fünfe von ihnen. Nachdem sie den Rest der Truppe fünf Tage lang gesucht, ohne sie finden zu können, gieng Moore zu Seegel, und setzte seine Reise fort. Von da begab er sich nach St. Christoph, überlieferte die fünf Seeräuber in die Hände der Gerechtigkeit, die sie aufhängen ließ. Der Gouverneur von Cumana schickte Soldaten hin, die Insel Blanco zu durchstreifen, die noch vier Seeräuber auffiengen, welche auf Zeit Lebens zur Sklaverey verdammt wurden. Einige Zeit nachher fand man Lowther, aber todt, neben ihm eine Pistole, womit er sich erschossen.

Neunzehnter Artikel.

Leben Eduard Low und seiner Truppe.

Wir werden von der grausamsten und abscheulichsten Truppe reden, deren wir je Erwähnung gethan. Schauer und Graus überfällt uns, indem wir die Verbrechen niederschreiben, die diese Bösewichter begangen haben. Jeden unsrer Leser wirds so wie uns gehn.

Eduard Low war aus Westmünster bürtig. Seine Aeltern müssen aus den niedrigsten verworfensten Stande gewesen seyn; sie hatten ihn nicht einmal Schreiben und Lesen lernen lassen. Die Natur scheint ihn zum Seeräuber von je her bestimmt zu haben. Von seiner zartesten Jugend an bediente er sich aller nur ersinnlichen Mittel seinen Kameraden wegzunehmen, was ihm gefiel, giengs nicht mit List, so doch mit Gewalt. Er war nicht der einzige in seiner Familie der zu Schelmstreichen aufgelegt war. Einer seiner Brüder, der kaum sieben Jahr alt war, schlug sich zu Bösewichtern, die die Reisenden beraubten. Wie er größer und

und stärker wurde, erwarb er sich Kühnheit, und stahl mit äusserster Unverschämtheit. Endlich starb er eines schimpflichen Todes, so wie seine Werke es werth waren.

Low machte mit seinem ältesten Bruder einige Reisen auf dem Meere, nachher aber viele auf seine eigne Rechnung. Er begab sich nach Bristol, wo er sich auf ein nach der Bucht von Honduras gehendes Fahrzeug einschiffte. Sobald das Schiff daselbst angekommen, sandte der Hauptmann zwölf wohl bewafnete Mann unter Anführung Lows dahin, um Kampescheholz zu fällen. Eines Tages kam Low mit seiner gewöhnlichen Ladung zurück; das Mittagsessen war noch nicht fertig; der Hauptmann befahl ihm nochmals dahin zu fahren, aus Besorgniß, er möchte von den Spaniern überfallen werden, die, wie man weiß, alle Schiffe konfisciren, die auf diesen ihnen zubehörigen Küsten dieses Holz fällen. Low und seine Kameraden murrten wider diesen Befehl; vom Murren ging Low zur Wuth über; ergriff seine Flinte schlug sie auf den Hauptmann an, und tödtete einen neben ihm stehenden Matrosen. Da er merkte, daß diese That nicht unbestraft bleiben würde, hastete er sich mit seinen zwölf Kameraden

meraden in die Schaluppe, und machte das Projekt, Seeräuber zu werden. Den folgenden Tag stiessen sie auf ein klein Schiff, und bemeisterten sich dessen; verfertigte eine schwarze Flagge und erklärte allen Kauffardeyfahrern den Krieg. Er seegelte nach der Insel Groß-Caimanes, um sich auszukalfatern, und stieß unterwegs auf den Seeräuber Lowther, mit dem er sich, wie wir oben gesehen, vereinigte. Einige Zeit hernach trennte er sich von ihm, bemannte eine Brigantine mit vierzig Leuten, und bepflanzte sie mit sechs Kanonen. Die erste Prise, die sie machten, war eine Schaluppe von Amboy, die John Hunce kommandirte. Sie nahmen ihr bloß den Proviant ab, und liessen sie ihres Wegs gehn. Einige Tage nachher nahmen sie ein ander Schiff weg, behandelten es aber nicht so günstig; sie plünderten es, kappten die Maste ab, und nahmen alles Tackelzeug mit.

Den zwölften Julii lief Low in den Hafen von Rosemary ein. Er fand daselbst dreyzehn Schiffe vor Anker liegen, und beschloß sie anzugreifen. Er steckte die schwarze Flagge auf, und ließ ihnen sagen: wenn sie im geringsten Widerstand thäten, so hätten sie kein Quartier zu hoffen. Die Kaufleute wurden durch diese

diese Drohungen schüchtern gemacht, und ergaben sich. Die Seeräuber plünderten alle diese Schiffe, und behielten deren eins zu ihrem Gebrauch auf. Ihr Trupp wuchs durch die Menge Matrosen, die sich zu ihnen schlugen, gar ansehnlich. Nach dieser Expedition seegelten sie nach der Insel Leward. Unterwegs befiel sie ein entsetzliches Ungewitter. Die Brigantine befand sich der Wuth der Wellen am meisten ausgesetzt, so daß die darauf befindliche Mannschaft Tag und Nacht zu pumpen sich genöthigt sahe, um das Wasser heraus zu schaffen, welches die in einem fort darüber wegschlagende Wellen hereinwarfen. Um der ihnen drohenden Gefahr zu entrinnen, warfen sie alle ihre Vorräthe und ihre sechs Kanonen ins Meer. Als das Schiff so erleichtert war, hörte die Gefahr auf so dringend zu seyn. Nachdem sich dies schreckliche Ungewitter gelegt, wurde Harris Befehlshaber der Brigantine wegen seines Kameraden unruhig, den er nicht mehr sahe; allein den folgenden Tag fand er ihn wieder, und sie begaben sich nach den Karaibischen Inseln, um daselbst zu rasten. Hier versahen sie sich mit Proviant, und kalfaterten ihr Schiff aus. Sobald Harris Schiff fertig war, ging er unter Seegel, und lief auf Raub aus. Kurz

 darauf

darauf stieß er auf ein Schiff, das seinen Mastbaum verloren, und nahm selbigem beynahe vier und zwanzig tausend Pfund ab.

Wir wollen uns einen Augenblick verweilen, um ein Gemählde von denen Verwüstungen aufzustellen, die das ebengedachte Ungewitter gemacht, hauptsächlich auf dem Meere. Dies riß in seinem Grimm von verschiednen Felsen Stücken ab, und schleuderte sie über die Mauern von Port-Royal; überschwemmte die Stadt; riß im Fort Charles die Kanonen von den Lavetten, und brachte mehr denn vierhundert Personen ums Leben. Wie die Gewässer verronnen waren, sahe man die Gassen mit todten Leichnamen bedeckt, mit den Schutt und Graus der Häuser, und mit den Trümmern der Schiffe. Mehr den vierzig Schiffe litten in diesem Hafen Schiffbruch.

Wieder zurück zu unsern Seeräubern! Harris suchte den Hauptmann Low auf. Sie beschlossen nach dem Azorischen Inseln zu gehn, um die Kriegesschiffe, die in diesen Gewässern unaufhörlich herumkreuzten, zu vermeiden. Low nahm unterwegs ein Französisches Schiff von vier und dreyßig Kanonen weg, und mit

sich

sich. Als dieser Seeräuber nach der Rhede von St. Michael gekommen, fand er daselbst viele Fahrzeuge, die sich alle ohne den mindesten Widerstand ergaben. Da er Wasser und Mundproviant bedürfte, schickte er zum Gouverneur und versprach ihm, wofern er ihm beydes zugestünde, die eben genommnen Schiffe zurückzugeben, und drohte dabey, sie in Brand zu stecken, wofern ers nicht thäte. Der Gouverneur überzeugt, daß er seine Drohungen erfüllen würde, sandte ihm Wasser und Proviant. Low ließ alle Schiffe wieder frey, bis auf das Französische, dem er die Kanonen wegnahm, welche er auf ein anders schaffen ließ, das er auch in der Rhede St. Michael genommen, und zu seinem Gebrauch behielt. Er steckte das Französische Schiff in Brand, nachdem er dessen ganze Mannschaft auf ein anders bringen lassen. Den Koch aber ließ er darauf, weil er, wie er sagte, wegen seines Fetts und Schmutzes einen sehr schönen Effekt im Feuer machen würde. Ehe das Schiff in Brand gesteckt wurde, banden die Seeräuber diesen Mann an den grosen Mast fest, und freuten sich die Barbaren, da sie diesen Unglücklichen von den Flammen verzehren sahen.

Die Grausamkeit dieser Barbaren schränkte sich nicht bloß auf diesen Mann

 ein

ein. Sie nahmen ein durch den Hauptmann Carter kommandirtes Schiff weg. Es befanden sich auf selbigem viele Portugiesen als Passagiere. Sie banden zwey Mönche dieser Nation unter den Armen, befestigten sie an der Seegelstange, zogen sie mit Gewalt in die Höhe, und ließen sie schnell wieder herunterfahren; dieß thaten sie zu so wiederholten Malen, daß die unglücklichen Mönche mitten unter den Quaalen ihren Geist aufgaben. Ein Seeräuber ermordete einen andern Portugiesen, der gegen diese Unglückliche hatte Mittleid blicken lassen. Die Seeräuber plünder- das Schiff, und nachdem sie all dessen Tackelwerk vernichtet, ließen sie es durch die Fluthen treiben. Hierauf nahmen sie ihren Lauf nach den Abendländischen Inseln. Sie fanden ein reichbeladnes Portugiesisches Schiff; es wolte sich wehren, wurde aber von ihnen bemeistert. Low ließ viele Matrosen auf die Tortur bringen, um zu wissen, wo sie ihr Geld versteckt hätten. Sie sagten: der Hauptmann habe eine Schatulle voller Geld ins Meer geworfen. Low voller Wuth, sich dieser Reichthümer beraubt zu sehn, ließ dem Hauptmann auf der Stelle die Arme abhauen, und sie in seiner Gegenwart rösten, hierauf zerhieb er ihn in Stücken, und ließ das ganze Schifsvolk, das aus dreyßig Mann bestand, niedermetzeln.

Nach dieser grausamen Expedition, nahm er seinen Weg nach der Bucht von Honduras, wo er im März 1723 ankam. In eben dem Augenblick, da er dort ankam, lief eine Spanische Schaluppe aus. Sie führte sechs Kanonen, und siebenzig Mann, hatte sieben Englische Schiffe geplündert und ranzionirt, deren Patrone als Gefangne mitgenommen, um die Bezahlung für das Kampescheholz zu fordern, daß deren Mannschaft gefällt hatte. Wie die Seeräuber dieß Fahrzeug gewahr wurden, steckten sie die Spanische Flagge aus, näherten sich bis auf einen Kanonenschuß, gaben ihm die völlige Lage, steckten die schwarze Flagge aus, und enterten sogleich. Die Spanier thaten sehr wenigen Widerstand, ließen die Seeräuber sich ihrer Schaluppe bemächtigen. Diese stiegen in den Raum herab, und da sie daselbst die Patrone des Englischen Schiffs und viele dieser Nation zubehörige Waaren gefunden, frugen sie den Low, was hier zu thun sey. Niedergemetzelt, all die Spanischen Hunde, rief er, und keinem Pardon gegeben! Kaum hatte er dieß Urtheil gesprochen, so fielen die Seeräuber mit Säbeln, Aexten und Pistolen bewafnet, über die Spanier her, und richteten ein entsetzliches Blutbad an. Diese Unglücklichen suchten auf allen Seiten zu entflie-

fliehen; viele eilten in den Raum, woselbst sie sich in Sicherheit glaubten; allein die Seeräuber verfolgten sie allenthalben, und erwürgten sie. Sogar das Meer schützte sie nicht vor der Wuth dieser Bösewichter. Als Low gewahr wurde, daß sich viele ins Meer gestürzt, so musten einige seiner Leute in ein Kanot steigen, und hinter sie an; sie tödteten deren eine große Anzahl im Wasser. Zwölf Spanier hatten indeß das Glück, ans Land zu kommen, so sehr sie auch mit Wunden bedeckt waren, in so kläglichen Zustand sie sich auch befanden. Was nachher aus diesen armen Leuten geworden, weiß man nicht. Einer unter ihnen, der ganz mit Wunden bedeckt war, kehrte zu den Seeräubern zurück, die ans Land gestiegen waren, sich lustig machten, und über ihre Grausamkeit frohlockten. Dieser Unglückliche bat sie, ihm das Leben zu schenken und in der äusersten Noth, worinn er sich befände, beyzustehn. Einer von diesen Bösewichtern nahm ihn beym Arm, zwang ihn niederzuknieen, setzte ihm die Mündung seiner Flinte in den Mund und erschoß ihn. Es ist zu vermuthen, daß der Hunger und die durch die Wunden verursachten Schmerzen die übrigen elf entschwomnen Spanier auf gerieben habe.

Die Seeräuber plünderten die Spanische Schaluppe, und steckten sie nachher in Brand. Die durch die Spanier weggenommnen Engländer setzte Low wieder in Freyheit, nöthigte ihnen aber das Versprechen ab, nicht nach Jamaika zu gehn, sondern nach Neu-York, und that die schrecklichsten Drohungen, wenn sie nicht Wort hielten.

Die Seeräuber giengen in See, kreuzten gegen die Karaibischen und Leewardischen Inseln, nahmen viele Schiffe daselbst weg, und begaben sich nach dem mittägigen Karolina, woselbst sie drey große von Karolina kommende Schiffe wegnahmen. Einige Tage darauf nahmen sie ein anders von Jamaika kommendes, und Neu-England zubehöriges Schiff weg. Es hieß der Kaufmann von Amsterdam, und wurde durch den Hauptmann Villard kommandirt. Low der gegen die Schiffe von Neu-England einen unversöhnlichen Haß hegte, ließ keins von ihnen paßiren, ohne gegen selbiges Merkmale seiner Grausamkeit zu äussern. Er ließ dem Hauptmann Villard die Ohren abschneiden, schlitzte ihm die Nase auf, machte ihm in verschiednen Theilen seines Körpers Einschnitte, plünderte sein Schiff und ließ ihn gehn.

Er

Er machte ein anders, von Amboy kommendes Schiff, das Hauptmann Frasier kommandirte, zur Prise, und behandelte dessen Mannschaft mit eben so vieler Grausamkeit. Die Matrosen musten angezündete Lunden zwischen den Fingern halten, so daß ihnen das Feuer das Fleisch bis auf die Knochen wegfraß. Hernach machte man ihnen auf dem ganzen Leibe Kerben und setzte sie in unbewohnte Gegenden aus. Es hatten noch viele Schiffe das Unglück in die Hände dieser Bösewichter zu fallen, unter andern zwey Brigantinen von Karolina, drey Schaluppen von Virginien, eine andre von Philadelphia, eine von Kingston, und eine andre von Neu-York.

Hauptmann Solgar, Befehlshaber des Schiffes, der König, das zwanzig Kanonen, und hundert und funfzig Mann führte, kreuzte auf diesen Strichen herum, um den Verheerungen, welche die Seeräuber täglich hier vornahmen, Einhalt zu thun. Den 10ten Juni befand er sich im Angesicht dieser Buben, die in den Gedanken, er sey ein Kauffarthеyfahrer, Jagd auf ihn machten. Als Solgar merkte, daß es Seeräuber waren, stellte er sich so lange, als ob er flüchtete, bis er im Stande war, mit Vortheil den Streit an-

anzufangen. Als er nur einen Musketenschuß von ihnen war, gieng der Streit von beyden Theilen mit vieler Tapferkeit an. Da die Seeräuber sahen, daß sie mit einem Kriegsschiffe zu thun hatten, beschlossen sie sich im zurückziehn zu schlagen, und suchten die Flucht zu nehmen. Sie bedienten sich ihrer Ruder, Hauptmann Solgar auch. Das Treffen begann bald wieder von neuem mit unaufhörlichen Feuern von beyden Theilen. Der große Mast des Schiffes, das Harris kommandirte, wurde weggeschossen. Nunmehr beschloß Low seinen Gefährten aufzuopfern, und nahm die Flucht. Harris voller Verzweiflung, sich von dem Haupt der Truppe so verlassen zu sehn, riß seine Flagge ab und bat um Quartier. Er hatte zwölf Mann auf seinem Bord verloren, und zwölfe waren verwundet worden.

Hauptmann Solgar brachte seine Prise nach Rhoden-Island auf, wo die Seeräuber in Ketten der Prozeß ihnen gemacht, und fünf und zwanzig zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurden. Zehne wurden in Freyheit gesetzt, weil sie bewiesen, daß die Seeräuber sie wider ihren Willen bey ihrer Truppe zu bleiben genöthigt hatten; zwey von ihnen wurde eine einjährige Frist verstattet. Die Weg-

räumung

räumung dieser Seeräuber verursachte der ganzen Regierung zu Neu-York eine solche Freude, daß sie sich gegen den durch den Hauptmann Solgar dem Publikum geleisteten Dienst, besonders erkenntlich bezeigen wollte; sie nahm ihn in ihr Kollegium auf, und ließ ihm hierüber ein Patent ausfertigen.

Die Gefahr, worinn Low geschwebt, machte ihn nicht in sich gehn; vermehrte vielmehr seine Grausamkeit. Er betheuerte mit den gräslichsten Schwüren, er würde die ihm von Hauptmann Solgar erwiesne Beschimpfung an all diejenigen rächen, die ihm aufstoßen würden. Der erste, der in seine Hände zu fallen das Unglück hatte, war ein junger Mensch, Namens Natan Skiff, Patròn eines kleinen, nach Nantuket gehörigen Schiffs. Low ließ ihn um das Verdeck aufs grausamste herumpeitschen, hernach ihm die Ohren abschneiden, und dann hinrichten. Man bohrte sein Schiff in den Grund, nachdem man die Mannschaft mit einen Kompas, einigen Zwiebacken und einem wenig Wasser in ein Boot gesetzt. Die Witterung war günstig, und kamen diese Unglücklichen, Kahlgeplünderten, gegen alles Erwarten, glücklich in Nantuket an.

Eini-

Einige Zeit hernach begegnete Low einer auf den Wallfischfang ausgelaufnem Schaluppe; er ließ deren Patron den Kopf abschlagen, und das Schiff gehn. Hierauf machte er nahe bey Rhode-Island zwey Schaluppen Prise, und behandelte einen von den Hauptleuten mit einer solchen Grausamkeit, das selbst der barbarischste Mensch dafür zusammenschaudern muste. Er ließ ihm den Bauch öfnen, und befahl, die noch zuckenden Eingeweyde herauszureißen, und mit Pfeffer und Salz zu zurichten. So muste sie ein andrer Offizier aus eben der Schaluppe, dem er die Ohren abschneiden lassen, aufessen. Unstreitig ist das das erstemal, daß man in der Geschischte eine so schreckliche Herausklügeley der Grausamkeit findet. Hierauf gab der grausame Low Befehlschaft, die Mannschaft der beyden Schaluppen niederzumetzeln; allein einige von der Truppe widersetzten sich ihm, giengen fogar so weit, ihm zu sagen: sie fiengen es an, überdrüßig zu werden, Werkzeuge seiner Verbrechen und Greuelthaten zu seyn. Die Seeräuber verließen die Küsten von Neu-England, und seegelten nach Neu-Fundland, nahmen bey dem Kap Breton drey und zwanzig Französische Schiffe weg, unter denen sich eins von zwey und zwanzig Kanonen befand, und huben es zu ihrem

Gebrauch auf. Sie durchstreiften alle Küsten von Neu-Fundland, und bemächtigten sich achtzehn andrer Schiffe, die sie zernichteten.

Diese Bösewichter begnügten sich nicht, denen, die das Unglück hatten, in ihre Hände zu fallen, das Vermögen abzunehmen, sondern sie richteteten sie hin, nachdem sie selbige alle Arten von Qualen hatten ausstehn lassen; die Barbarey erweckte in ihnen Barbarey. Die Klagen, das Winseln der unglücklichen Schlachtopfer ihrer Grausamkeit, waren für sie Belustigungen. Sie nahmen das Schiff des Hauptmanns Grane weg, und zwangen ihn an den Bord des ihrigen zu kommen. Low war damals ziemlich fröhlicher Laune, er nahm ein großes Glas voller Punsch, trank es auf die Gesundheit des Hauptmanns halb aus, und gab ihm das Uebrige. Der Hauptmann aber sagte zu ihm, er wäre kein Freund von diesem Getränke. Low zog eine Pistole, und ließ ihm die Wahl, entweder zu trinken, oder die Pistol vor den Kopf zu bekommen. Grane sahe sich genöthigt, seinen Widerwillen zu überwinden und zu trinken.

Am

Am Ende des Julii 1723. nahmen diese Seeräuber ein großes Schiff weg; Low selbst bestieg selbiges und nahm Admiralstitel an. Er steckte oben auf den großen Mast die schwarze Flagge, auf welcher sich der Tod roth abgebildet befand, und nahm seinen Lauf nach Westindien, woselbst er im September ankam. Die erste Prise, die er hier machte, war eine Brigantine, die der Hauptmann Elias Wil kommandirte. Die Mannschaft bestand aus Engländern und Portugiesen. Die letzten wurden alle, ohne Ausnahme gehängt, weil Low vorgab, daß ihm diese Nation verschiedentlich Schaden zugefügt habe. Die Engländer setzte man in eine Schaluppe und ließ sie gehn: ihre Brigantine aber verbrannte man.

Low nahm kurz darauf ein Schiff von vierzehn Kanonen weg, daß der Hauptmann Thompson kommandirte. Er wollte sich gegen einige Schaluppen wehren, die ihm Low entgegen gesandt, um ihm den Weg zu verlegen; allein seine Leute, sey es nun aus Feigheit, oder aus Lust auch Seeräuber zu werden, wollten nicht fechten, und nöthigten den Thompson sich zu ergeben. Low ließ ihm die Ohren abschneiden, um ihn dafür zu bestrafen, daß er

sich wehren wollen, hierauf gab er ihm seine Schaluppe wieder und die Erlaubniß hinzugehn, wo er hin wollte; sein Schiff stecke er in Brand.

Low gieng hierauf nach den Kanarischen, nach den Cap-Verdischen Inseln, und begab sich nach den Küsten von Guineea, ohne eine Prise von Belang zu machen; als er aber auf der Höhe von Sierra-Leona ankam, machte er ein Schiff Prise, Les Delices genannt, das Kapitän Hunt, kommandirte. Low behielt das Schiff zu seinem Behuf, bemannte es mit sechzig Leuten und pflanzte sechzehn Kanonen darauf. Das Kommando darüber gab er einen gewissen Spirygs, der zwey Tage nachher sich von seinem Admiral trennte, um auf seine eigne Rechnung in Westindien zu seerauben.

Im Januar 1724. nahm Low noch ein Schiff weg, der Squirrel genannt, das Hauptman Stephenson kommandirte. Hier war das Ziel der Grausamkeiten und Räubereyen dieses berüchtigten Bösewichts. Er hatte Streitigkeiten mit seinen Leuten, weil er ihnen einige Unternehmungen vorschlug, denen sich der Schiemann widersetzte.

setzte. Low nützte den Augenblick, da der Schiemann schlief und schoß ihn mit einer Pistole todt. Diese That verdroß dem Schiffsvolke dermaßen, daß sie ihn mit drey seiner Anhänger zusammenkuppelten, in eine Schaluppe warfen und den Wellen überließen. Den folgenden Tag stiesen sie auf ein Martinikşches Fahrzeug, das sie nach dieser Insel führte. Hier erkannten den Low viele von jenen Unglücklichen, die die Schlachtopfer seiner Raserey und Wuth gewesen waren. Man eilte mit seinem Prozesse, und er empfing was seine Thaten werth waren.

Zwanzigster Artikel.

Leben John Philipps.

Anfänglich war dieser Seeräuber Zimmermann in England. Er gieng auf ein Schiff, das nach Neufundland bestimmt war, und das vom Hauptmann Anstis weggenommen, einen Tag nachher, da dieser den Roberts verlassen. Philipps machte keine Schwierigkeit, sich zu den Seeräubern zu schlagen, die ihn zu ihren Schifszimmermann machten. Er blieb bey ihnen bis zu dem Augenblick, da die Truppe auseinander gieng, und begab sich

sich auf eine Schaluppe nach England. Seine Kameraden und er bohrten sie in den Grund, aus Furcht man möchte sie durch selbige erkennen.

Lange hielt sich Philipps in England nicht auf. In der Zeit, da er seine Freunde in der Provinz Devonschire besuchte, erfuhr er, daß man einige von seinen Gefährten zu Bristol eingezogen habe, aus Besorgniß, so wie sie entdeckt und festgenommen zu werden, nahm er unter dem Hauptmann Waldham, der nach Neu-Fundland gieng, Dienste, mit dem Entschluß, nie wieder einen Fuß nach England zu setzen.

Sobald er im Peters haven zu Neu-Fundland angekommen war, verließ er seinen Hauptmann, und miethete eine Fischerbarke, um sich so lange mit dem Fischfang zu beschäftigen, bis er eine günstige Gelegenheit gefunden, sein entworfenes Projekt auszuführen. Er besprach sich hierüber mit einigen Fischern, und sie beraumten den neun und zwanzigsten August an, um mit dem Seerauberhandwerk den Anfang zu machen; als es aber nun Ernst wurde, trat der gröste Theil zurück. Es fan-

fanden sich nur fünfe, die ihr Heil mit ihm zu versuchen gesonnen waren. Dieser unangenehme Zufall schreckte den Philipps nicht ab; er versicherte seine Gefährten, daß ihrer in kurzen mehr seyn würden. Sie bemächtigten sich eines Schiffs, und liefen unwahrgenommen aus dem Hafen. Sie machten damit den Anfang, daß sie die Artikel der Gesellschaft aufsetzten, und versprachen mit einem Schwur, keine Rangstreitigkeiten zu führen. John Philipps wurde zum Hauptmann erklärt; John Nuste ward Schiffspatron, Jakob Sparks, Konstabel, Thomas Fron Zimmermann, und William With war der einzige Zimmermann unter der ganzen Truppe.

Diese neuen Seeräuber bemächtigten sich anfänglich Schifferkähne, und da viele von denen, die sich darauf befanden sich zu ihnen gesellten, so wuchs ihre Gesellschaft ansehnlich. Ein gewisser Rose Larcher, der unter dem Seeräuber Learch gedient, wurde wegen seiner Erfahrenheit zum Schiemann genommen. Hierüber wurdie übrigen so ärgerlich, daß unter diesem Trupp so große Uneinigkeiten entstanden, daß er in der Folge auseinander gieng. Sie kreuzten beynahe drey Monathe auf der Höhe

he der Insel Barbados herum, ohne einem Schiffe aufzustoßen, und dieß war Schuld, daß es ihnen an Lebensmitteln fehlte, und sie sich in das äußerste Elend versetzt fanden. Ein Französisches von Martinique kommendes Schiff kam ihnen sehr gelegen in den Wurf. Es führte zwölf Kanonen und fünf und dreyßig Mann. Bey jeder andern Gelegenheit hätten sie es gehn lassen, aber der Mangel an Lebensmitteln nöthigte sie, es anzugreifen. Zu dem Ende steckten sie eine schwarze Flagge auf, und riefen ihnen mit lauter Stimme zu: Wofern sie sich nur im mindesten widersetzten sollte Niemand Pardon bekommen. Diese Drohungen machten die Franzosen so schüchtern, daß sie sich ohne den mindesten Widerstand ergaben. Die Seeräuber nahmen ihnen bloß den Proviant weg, behielten vier Matrosen und ließen das Schiff gehn. Kurz nachher machten sie eine nach Neu-York behörige Schaluppe und ein Virginisches Fahrzeug zu Prisen.

Hierauf that der Hauptmann Philips den Vorschlag, nach der Insel Tabago ihren Lauf zu richten, weil daselbst nach Hauptmann Anstis Abfahrt einige Seeräuber samt vielen Schwarzen geblieben waren; die wollten sie abholen. Sie fan-

fanden aber daselbst nur einen Schwarzen, der Pedro hieß, und ihnen sagte: alle auf dieser Insel zurück gebliebene Seeräuber wären durch die Mannschaft eines Kriegsschiffs gefangen genommen, nach England geführt und gehenckt worden.

Sie nahmen diesen Schwarzen an Bord, und beschäftigten sich, ihr Schiff zu kalfatern, um ihre Fahrten fortsetzen zu können. Kaum hatten sie ihr Werk geendet, so lief die Schaluppe eines in der Höhe dieser Insel kreuzenden Kriegsschiffes in den Hafen dieser Insel ein. Die Seeräuber giengen unter Seegel, und entfernten sich so schnell, als möglich. Einige Tage nachher bemeisterten sie sich eines Schiffes, worauf wenig Mannschaft war. Vier Seeräuber wollten sich dessen bemächtigen und entfliehen; allein Philips ward es gewahr, und hielt sie an; zwey davon ließ er henken. Diese Hinrichtung verhinderte die andern, dies Projekt auszuführen, und machte, daß sie beym Trupp blieben. Diese Seeräuber nahmen zwey Englische Schiffe weg, die von Virginien kamen, und nach London bestimmt waren. Einer von ihren Befehlshabern hies John Philips, so wie der Hauptmann der Seeräuber. Ihr Befehls-

fehlshaber war ein junger Mann von Stande, Namens Mortimer. Der Seeräuber Philips begab sich mit zwey seiner Kameraden an den Bord seines Schiffs. Mortimer wolte diese Gelegenheit nutzen, um des Seeräubers los zu werden. Er versetzte ihm mit einem grossen Stock einen so heftigen Hieb über den Kopf, daß er ihn gefährlich verwundete, doch zu Boden schlug er ihn nicht. Philips zog den Säbel, verwundete den Mortimer, und die beyden andern Seeräuber hieben den Unglücklichen in Stücken. Der junge Mortimer hinterließ eine über seinen Verlust untröstliche Wittwe. Die Seeräuber suchten seinen im Schiffe ebenfalls befindlichen Bruder, um ihn auf eben die Art zu behandeln; er war aber so glücklich, unter den Seeräubern einen Landsmann zu finden, der ihn in ein Seegel verbarg, und so das Leben rettete.

Viele Seeräuber, die sich zu diesen Trupp hatten gesellen müssen, wurden dieser Lebensart überdrüßig, und beschlossen ihren Anführer und dessen eifrigsten Anhänger über Seite zu schaffen. Um aber ihres Vorhabens nicht zu verfehlen, beschlossen sie auf eine günstige Gelegenheit

zu warten. Unter der Zeit plünderten die Seeräuber immer fort die Schiffe, die ihnen begegneten. Sie machten eine Prise, dessen Befehlshaber ein Quacker war. Er sagte zu Philips in einem treuherzigen Tone: „Ich merkte wohl, daß ihr See„räuber waret, und darum that ich mein „äusserstes, euch zu entwischen.„ Diese Treuherzigkeit hätte ihm bey einem Haar das Leben gekostet; Philips ließ ihn so lange peitschen, bis er unter den Schlägen liegen blieb.

Als der Tag da war, den die neuen Seeräuber zur Wegräumung der alten bestimmt hatten, so machten sie den Anfang damit, daß sie den Schiffspatron ins Meer warfen, und dem Schiffersmat (Steurmann) den Kopf mit dem Beile von einander spalteten. Philips, der auf dies Lermen zulief, wurde mit dem Schlegel ermordet. Einer der Verschwornen wolte den Schiemann niederhauen; ein andrer verhinderte ihn aber, und sagte: man müsse ihn noch leben lassen, damit er Zeuge ihrer Unschuld wäre. Sonach legte man ihn bloß in Ketten und Banden, was auch dreyen seiner Kameraden wiederfuhr. Die Verschwornen seegelten nach Boston, sie gaben die Seeräuber an, die

sie

sie mitbrachten. Die Admiralitätsrichter verurtheilten selbige zum Strange, und begnadigten diejenigen, die sie aufgebracht hatten.

Alle Potentaten haben sich vereinigt, diese Feinde des menschlichen Geschlechts auszurotten, und es ist ihnen gelungen; man findet deren keine mehr auf der See, und die Kaufleute treiben jetzt ihren Handel mit möglichster Sicherheit.

E N D E.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie de, 1714-1763 / Richer, Adrien, 1720-1798 /
Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm, 1726-1777

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und
Russen ec Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte

Bd.: 32

Berlin (1779)

H.un. 479,III-30/33
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10033418-7
VD18 80087000-001